

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Zeitpolitisches Magazin

DEZEMBER 2015, JAHRGANG 12, AUSGABE 27

Geduld

A photograph of a person sitting on a wooden pier, fishing. The person is seen from behind, wearing a brown jacket and dark pants. They are holding a fishing rod that extends upwards. The pier is made of wooden planks and has several metal bolts visible. In the background, there is a calm body of water, a distant shoreline with trees and buildings, and a clear blue sky with a few wispy clouds. The overall mood is peaceful and contemplative.

„... will bei dem Werke sein“
... beim Gärtnern
... und wissenschaftliche Kreativität
... und Bildung
... und Kunst
... in der indischen Zeitkultur
... beim Kranksein
... zahlt sich aus

In dieser Ausgabe

Thema: Geduld

Einführung	1
„...Geduld will bei dem Werke sein“	3
Der geduldige Gärtner...	5
Was wachsen soll, muss reifen können	7
Wie man hierzulande wis- senschaftliche Kreativität zerstört	9
Geduld heißt, Zeit haben für Andere	12
Krankheit zwingt in einen anderen Zustand	15
Pazienza!	15
Warum Geduld sich auszahlt	16
Kunst und Geduld	18
Literatur zum Thema	18

Aus der DGfZP

Zum Jahresende	22
Rückblick auf die Jahrestagung 2015	23
Who is who?	25

Veranstaltungen und Projekte	25
---------------------------------	----

Neue Literatur	29
----------------	----

Antrag auf Mitgliedschaft	34
------------------------------	----

Impressum	35
-----------	----

Liebe Leserin, lieber Leser,

im ZpM zum Thema „Warten müssen“ im Juli 2012 hatten wir ein ZpM zum Thema „Warten können“ angekündigt. Dieses legen wir Ihnen nun mit leicht verändertem Titel vor. Denn mehr als „Warten können“ meint „Geduld“ neben passivem Erwarten und Abwarten von Ereignissen auch Prozesse des Werdens und Prozesse des Tuns. Und von solchen Prozessen handeln die meisten Texte in diesem ZpM-Themenschwerpunkt.

Gibt es nach diesem Krisenjahr, in dem nun auch in Europa schmerzlich spürbar ist, wie sehr die „Welt aus den Fugen ist“, nicht Wichtigeres, als darüber nachzudenken, ob uns die Geduld im Alltagsleben ausgeht? Kann Zeitpolitik beitragen, die großen Krisen zu bewältigen? In seinem Brief des Vorsitzenden zum Jahresende begründet Ulrich Mückenberger, warum Zeitpolitik sogar wichtiger denn je ist. Eine auf Verbesserung der Lebensqualität aller gerichtete sozialstaatliche und zivilgesellschaftliche Gestaltung sei Voraussetzung für die heute mehr denn je notwendige Solidarität.

Auf Beschränkungen von Geduld beim Arbeiten, wo diese notwendig wäre, hinzuweisen, wie in diesem ZpM, mag nur ein punktueller Beitrag dazu sein. Eine gesellschaftspolitisch sehr viel weiter reichende Zukunftsaufgabe zur Verbesserung von Lebensqualität aller war Thema der diesjährigen Jahrestagung „Atmende Lebensläufe – zeitpolitisch Gestaltungsoptionen“, ein Thema, das die DGfZP seit langem beschäftigt und dies auch weiterhin tun wird. Einen Rückblick auf diese Tagung finden Sie in diesem ZpM.

Wir hoffen auf ein gutes neues Jahr für uns alle und für die Welt!

Helga Zeiher und Elke Großer

Thema: Geduld

HELGA ZEIHNER

Einführung: Geht uns die Geduld verloren?

Im Begriff „Geduld“ verbindet sich zweierlei miteinander: Zum einen meint „Geduld“ einen an die Person dauerhaft gebundenen Modus des Handelns – *jemand ist ein geduldiger oder ungeduldiger Mensch*. Zum anderen ist Geduld eine Anforderung an die zeitliche Qualität, die ein bestimmtes Handeln haben muss, damit es seinem Gegenstand und seinem Ziel gerecht werden kann. Wie geduldig etwas zu tun ist, hängt von den Eigenschaften der

Gegebenheiten in der Außenwelt ab – *eine bestimmte Arbeit erfordert Geduld*. In jedem geduldigen oder ungeduldigen Handeln greifen beide Seiten ineinander – wer die mit einer bestimmten Aufgabe geforderte Geduld nicht „hat“ oder nicht als notwendig wahrnimmt, wird diese Aufgabe nur schlecht oder gar nicht erfüllen. Unser Thema hat es also mit einer alten, immer wieder in Philosophie, Psychologie und Soziologie bearbeiteten Frage zu tun: mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Person und Welt, Individuum und Gesellschaft im Handeln der Menschen.

Ist Geduld ein Thema für Zeitpolitik?

Den beiden Seiten von Geduld entsprechen zwei mögliche zeitpolitische Zugänge: Geduld allein auf der Seite der handelnden Individuen anzusiedeln und als Fähigkeit der Person zu sehen, als eine Zeitkompetenz, liegt nahe und ist verbreitet. Die zeitpolitisch relevante Frage ist dann: *Auf welche Weise kann die Fähigkeit der Menschen befördert werden, dann geduldig zu handeln, wenn Handlungsgegenstand und Handlungsziel es erfordern?* Diese Frage betrifft pädagogische Bemühungen und Unterstützungen von Sozialisationsprozessen.

Die andere zeitpolitische Frage setzt bei den Gegenständen und Zielen der Handlungsaufgabe an. Wie viel Geduld und damit auch Zeit ist nötig, um einen Gegenstand dem Ziel entsprechend zu bearbeiten? Es geht dann um den Bedarf an Zeit für das gute Ausführen von Aufgaben. Die zeitpolitisch relevante Frage richtet sich dann auf das Zusammenpassen des Zeitbedarfs bestimmter Arbeiten mit der Zeit, die dafür verfügbar ist: *An welchen Stellen des gesellschaftlichen Lebens passen Zeitbedarf und verfügbare Zeit zusammen, an welchen Stellen erschweren, behindern oder verhindern gesellschaftliche Bedingungen, dass Arbeitsaufgaben mit der dafür nötigen Geduld erfüllt werden können?*

Fast alle Beiträge in diesem ZpM richten sich auf Tätigkeitsbereiche, in denen sehr geduldiges Handeln erforderlich ist, aber die Bedingungen in diesen Bereichen nicht die nötige Zeit lassen. Solche Bedingungen können ökonomische Zwänge und Strukturen von Institutionen ebenso sein wie von den Einzelnen verinnerlichte gesellschaftliche Zeitkulturen. Die Autorinnen und Autoren beschreiben Ambivalenzen und Konflikte zwischen Geduldbedarf und Zeitmangel, die in je anderen Lebens- und Arbeitssituationen entstehen. Die Herausgeberinnen (*Helga Zeiher* und *Elke Großer*) haben diese verschiedenen konkreten Erfahrungen und Beobachtungen nebeneinander gestellt, um die Debatte einer der vielen Fragen zu stimulieren, die sich angesichts aktueller Beschleunigungstendenzen stellt: Geht uns die Geduld aus?

Wenn Zeit für Geduld fehlt

Gesellschaftlich bedingte Erschwernisse und Beschränkungen für Tätigkeiten, die eigentlich mehr Geduld erfordern würden, gibt es in vielen Lebensbereichen. Den Anfang machen in diesem ZpM vier Berichte über die sachimmanenten Anforderungen an geduldiges Handeln in traditionellen Berufen, die viel Geduld erfordern, in denen dem sachgemäßen Arbeiten aber ökonomische Zwänge entgegen stehen: dem Silberschmieden (*Juliane Schölß*), dem Gärtnern (*Jürgen Dahl*), dem Vermitteln und Erwerben von Bildung (*Fritz Reheis*) und dem kreativen wissenschaftlichen Forschen (*Christian Dries*). Silber formen, Pflanzen wachsen lassen, Bildung erwerben, neues Denken und Wissen hervorbringen – das alles verlangt viel Geduld.

Die Autorin und die Autoren dieser vier Beiträge weisen nicht nur darauf hin, wie ökonomisch bedingter Zeitdruck die Qualität des Arbeitsprodukts beeinträchtigt, sondern auch auf die Freude, die im Prozess des geduldigen Tuns und/oder an dessen Folgen für die eigene Lebensqualität erlebt werden kann. Auch im folgenden Bericht von *Divyaraj Amiya* über den Wandel der indischen Zeitkultur geht es um Wohlbefinden, das aus geduldigem Tun entsteht: Geduld bedeute in der dort tradierten Zeitkultur, Zeit für Andere zu haben. Unter den aktuellen von Zeitökonomie bestimmten Arbeitsbedingungen werde diese Zeitkultur aber in Indien heute kaum mehr gelebt. Liest man danach den Beitrag des Ökonomen *Matthias Suttner*, wird deutlich, worin wirtschaftliches Denken den Wert von Geduld erkennt: Im Blick ist dann weniger die Freude und das Wohlbefinden, die im Prozess geduldigen Tuns entstehen können, sondern der materielle und berufliche Gewinn, den die Zeitkompetenz Geduld für das Individuum hat und durch dieses auch für die Gesellschaft. Der Autor schließt mit der Forderung, die Ausbildung der Zeitkompetenz „Geduld“ zu fördern. Denn „Geduld zahlt sich aus“.

Nicht am Tun, sondern am Erleiden zeigen die beiden folgenden Beiträge die Notwendigkeit von Geduld für das persönliche Wohlbefinden: *Peter Heintel* und danach *Albert Mayr* setzen sich mit dem Zeitbedarf von Naturprozessen aus der Perspektive des Kranken auseinander, dem die Langsamkeit des Gesundwerdens geduldiges Hinnehmen abverlangt. Mayr schließt eine Bemerkung zum Kulturwandel der Geduld an: Geduld sei „das einzige, christlicherseits (aber auch von anderen Religionen) empfohlene, zeitbezogene Verhalten (...)“, das den Rang einer Tugend hat. Doch inzwischen hat Geduld wegen des allgemeinen Beschleunigungs-Wahns ein ausgesprochen uncooles Image“. Er schließt ebenso wie *Juliane Schölß* mit dem Spinoza-Zitat: „Geduld ist die Tugend der Glücklichen“.

Geht uns also die Geduld verloren?

Im abschließenden Beitrag dieses Themenschwerpunkts erläutert *Heinz Hengst*, warum es keine einfache Antwort auf diese Frage geben kann, zumindest dann nicht, wenn man, wie er, in den sich entgrenzenden Verhältnissen zwischen Kunst, Konsum und Medien in bildender Kunst, Literatur und Musik nach Antworten sucht und dabei die Interaktionen zwischen Kulturproduzenten und Kulturrezipienten in den Blick nimmt. Es werde „unklar, worauf sich die Frage nach Geduld und Geduldsfäden überhaupt beziehen könnte, weil es auf der Objektseite keine fixen Entitäten mehr gibt und auf der Subjektseite ständige Wechsel zwischen unterschiedlichen Produzenten- und Rezipientenpraktiken zur Normalität werden“.

JULIANE SCHÖLSS

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein, Geduld will bei dem Werke sein“¹

Geduld gehört zu den Werkzeugen, die man nicht kaufen kann. Aus Sicht einer Künstlerin, die sich das Handwerk Silberschmieden als Ausdrucksmittel ausgesucht hat, ist Geduld eine zum Arbeitsprozess fest dazugehörende Größe.

Silberschmieden ist ein klassisches Handwerk zur Herstellung von liturgischem Gerät (z.B. Abendmahlskelche) und profanen Gefäßen (z.B. Teekannen) aus Metall, meist Edelmetall, und beinhaltet verschiedenste Techniken, die sich über die Jahrhunderte in ihren Grundzügen wenig verändert haben. In seiner Gesamtheit besteht es aus vielen einzelnen Tätigkeiten, die jede für sich ihr eigenes Maß an Zeit, Intensität und Geduld benötigen.

Silber ist ein Edelmetall, das durch seine Werthaltigkeit Respekt im Umgang einfordert. Dadurch erhöht sich die Konzentration und Aufmerksamkeit beim Arbeiten und man übt sich währenddessen – ohne sich dessen ständig bewusst zu sein – zwangsläufig in Geduld. Handwerkliches und künstlerisches Können gehen während des Silberschmiedens ineinander über. Sich als Macher/in auf diesen Schaffensprozess einzulassen, dabei jeden einzelnen Arbeitsschritt auszuführen und das Ziel der fertigen Arbeit im Auge zu behalten, braucht neben Erfahrung und Können viel Geduld.

Ich möchte hier einige „Geduldsproben“ aus dem Bereich des Silberschmiedens nennen:

Bevor man das eigentliche Werkstück beginnen kann, gehen schon diverse Arbeitsschritte voraus. Einer davon ist die teilweise oft sehr zeitintensive Entwurfsphase, die mit Zeichnungen und Modellbau, dem Warten auf den Einfall und dem ständigem Hinterfragen und Prüfen der eigenen Idee einher-

geht. Während die von Hengst dargestellten Phänomenen spätmoderner Flexibilität und Fluidität im Kulturbereich keine eindeutige Antwort auf die Frage nach dem Verlust der Geduld zulassen, weisen die Schlussfolgerungen in den Beiträgen über Tätigkeitsbereiche, in denen unter direkten zeitökonomischen Zwängen gehandelt wird, in eine andere Richtung. Wo die Abhängigkeit der Zeit vom Geld die Bedingungen bestimmt, geht eindeutig die Geduld verloren. Es sei denn, Geduld zahlt sich aus. – Wie an so vielen Stellen im Leben unserer Gesellschaft haben wir es auch in Bezug auf Geduld mit dem Nebeneinander von Verschiedenem und mit der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem zu tun.

Ist dies alles erfolgreich durchdacht und entschieden, muss dafür oft erst noch ein für dieses Werkstück geeignetes Werkzeug hergestellt werden, obwohl man doch am liebsten sofort mit der eigentlichen Ausführung seiner Idee beginnen möchte. Wo der Kopf schneller als die Hand ist, bremst dieser Arbeitsschritt aus und lenkt einen gleich zu Anfang mit Werkzeugbau oder einer komplizierten Vorbereitung zum ersten „Nahziel“ und damit manchmal schon an die Grenze der Geduld.

Dann, während des Arbeitens, findet man sich nach und nach ein, man teilt den langen Weg zum fertigen Gefäß und somit dem Fernziel in viele weitere „Nahziele“, die einzelnen Arbeitsschritte, ein, um die Geduld für den kompletten Arbeitsgang aufbringen zu können und ist nun voll und ganz im langwierigen handwerklichen Prozess verstrickt, der alle Sorgfalt und Konzentration benötigt. Stundenlang etwas exakt rund, gerade oder schräg zu feilen, mit dem Hammer tausende von Planierschlägen auf ein Werkstück zu klopfen, bis die Form stimmt, eine Schnaupe (Ausguss) an eine Kannenform anzupassen, um sie dann anzulöten, warten, bis das Material nach dem Glühen ausgekühlt ist, Verunreinigungen versäubern bis nichts mehr zu sehen ist und Glanz oder Mattigkeit in einer silbernen Oberfläche zu erzeugen, sind hier nur eine kleine Auswahl an geduldsintensiven Arbeitsgängen beim Silberschmieden.

Auch Rückschläge einzustecken, die aus eigenen Fehlern resultieren, z.B. wenn man eine Technik noch nicht gut genug beherrscht und die einen dazu auffordern, etwas noch einmal zu machen, gehört in diese Thematik.



Danner-Preis 2011:
Frühstücksbouquet, Silber. (Detail)
von Juliane Schölß

Foto: Eva Jünger, Dannerstiftung München

Silber „verzeiht“ nichts. Dabei irgendwann doch in positiven Stress zu kommen, erfordert im Bestfall keine Geduld, sondern macht Freude. Aufgehen in dem, was man tut und tun darf, gewinnt die Oberhand und trägt einen durch den Prozess bis zum Ziel.

Manche Tätigkeiten und Vorgänge, die sich maschinell schneller und somit günstiger herstellen lassen als mit purer Handarbeit, gibt man manchmal an dafür technisch spezialisierte Betriebe ab. Dann wartet man geduldig auf Post oder einen Anruf der jeweiligen Firma. Doch solches Abgeben aus Geduldsgründen kann auch eine heikle Entscheidung zu Lasten des Entwurfs und der eigenen Handarbeit und deren einzigartigen Qualität sein und sollte wohlüberlegt werden.

Die „Geduldsfrage“ hat sich auch bei meiner eigenen künstlerischen Arbeit vor einigen Jahren sehr stark gestellt.

Mit der daraus resultierenden Entscheidung, sehr dünnes Silberblech anstatt die sonst üblichen Materialstärken zu verwenden, hat sich mir in künstlerischer und in handwerklicher Sicht eine neue Tür geöffnet und zugleich der Arbeitsprozess verkürzt. Das Umgehen mit dem fast papierdünnen Material erlaubt mir, schneller zur gewünschten Form zu kommen und mich spontaner ausdrücken zu können.

War früher die Arbeitszeit billig und das Material teuer, ist es heute umgekehrt. Die Handarbeit ist im Wandel der maschinellen, computergesteuerten und kostengünstigen Fertigung zu etwas anderem geworden. Die Materialauswahl ist riesig, die Lebensgewohnheiten vielfältig und der Mensch schnelllebig. Das Verständnis für und das Wissen über langwieriges handwerkliches Arbeiten generell und beim Silberschmieden im Besonderen ist beim heutigen Publikum nicht mehr so stark ausgeprägt. Kunst-Handwerker und Künstler mit zeitaufwendigen Arbeitsgängen sind Einzelkämpfer, die geduldig ihren manchmal gerade in Existenzfragen sehr beschwerlichen Weg gehen, weil sie ihn um der Sache willen gehen möchten.

Hier ist dann die Geduld im Umgang mit organisatorischen und wirtschaftlichen Aspekten und mit den Kunden gefragt.

Die Suche nach den Zielkunden gestaltet sich sehr individuell. Wo sind die geeigneten Orte, um sich mit seinen Arbeiten zu präsentieren? Ist es der eigene Laden, oder der Gang über Ausstellungen und Galerien? Aufkommende Fragen des Publikums und der eigene gestalterische Standpunkt sind immer wieder aufs Neue zu erklären.

Schlussendlich geht es darum, abzuwarten, ob und wie sich die Dinge verkaufen lassen.

Die Verbraucher/innen haben eventuell keine Lust mehr auf „Geduld“. Sie kaufen lieber öfter etwas Neues und legen keinen Wert auf langlebige, teure handwerklich gefertigte Produkte, die vermeintlich schnell an Zeitgeist verlieren. Die Wertvorstellung hat sich auf kurzlebige, austauschbare Statussymbole wie Auto, Smartphone und Fernseher verlagert, weg vom beständigen Silberservice oder der Teekanne mit „Vererbungsmöglichkeit“. Langlebige Dinge sehen anders aus als kurzlebige und können die Geduld des Benutzers und Betrachters strapazieren. Ein Leben lang dieselbe silberne Kanne zu benutzen stößt vielleicht auf Widerwillen, denn der Wunsch nach Abwechslung wird heutzutage ständig geweckt. Aber wäre es nicht passend zu unserem Zeitgeist, sich wieder mehr mit langlebigen, qualitätvollen Sachen zu umgeben?

„Zeitgeist“ und „zeitlos“ sind momentan wichtige Begriffe in der Gestaltung. „Zeitloses Design“ ist ein sehr lose und oft verwendeter Begriff in der Beschreibung verschiedenster Produkte im Kunst- und Designkontext, auch solcher, die günstig und in hoher Auflage am Markt zu erwerben sind. „Zeitlos“ benötigt allerdings besonders viel Zeit und Geduld im Entwerfen und Machen, da sehr viele Komponenten berücksichtigt werden müssen. Es soll ja eine möglichst lange Gültigkeitsdauer an Material und Gestaltung besitzen! Doch irgendwann ordnen sich auch die zeitlosen Dinge ganz klar

wegen ihres Materials, Aussehens und ihrer Machart in die Zeitgeschichte ein.

Das althergebrachte Handwerk in die Sprache der heutigen Zeit zu übersetzen, ist zu einer Aufgabe der jetzt künstlerisch arbeitenden Silberschmiede geworden. In unserer schnellen Zeit erhöhen sich das Tempo der Sehgewohnheiten und das „Absehen“ an den Gebrauchsgegenständen des Alltags ständig. Für Silberschmiede und auch für viele andere Kunsthandwerker gilt es, geduldig weiterzumachen und zu experimentieren, zu forschen und Formen zu suchen, neue Materialien auszutesten und ihr handwerkliches Können mit den Möglichkeiten der Gegenwart zu vereinen und Freude bei ihrem Tun zu empfinden.

„Aufgeben ist das letzte, was man sich erlauben darf“. Ein Spruch von einer Postkarte, die in meiner Ausbildungszeit zur Silberschmiedin in der Werkstatt hing und mich Geduld üben gelehrt hat, ohne dass es mir immer bewusst war.

Die Freude an diesem Beruf hat die Geduld „an die Hand“ genommen und beide begleiten mich seit vielen Jahren auf meinem Weg. – „Geduld ist die Tugend der Glücklichen.“²

1 Goethe, Faust. Der Tragödie erster Teil, 1808. Hexenküche, Mephistopheles zu Faust.

2 Spinoza, Ethik, Buch IV, Über die menschliche Knechtschaft oder die Macht der Affekte.

Juliane Schölß, selbständige Silberschmiedin in Nürnberg
www.julianeschuelss.de

JÜRGEN DAHL

Der geduldige Gärtner, ein Zeit-Partisan

Geduld, sagt man wohl, sei die wichtigste Tugend des Gärtners, aber da ohne Geduld überhaupt kein Gärtner zu denken ist, so ist seine Geduld weniger eine Tugend als vielmehr die unerlässliche Voraussetzung dafür, dass er überhaupt ein Gärtner sein kann. Seine Geduld lässt den Pflanzen des Gartens Zeit und Raum für ihre Entfaltung. Es hat ja jede Blume und jeder Baum einen Anspruch auf gemäßen Raum und auf die Zeit, die für die Entwicklung nötig ist, und dieser Anspruch muss schon dann berücksichtigt werden, wenn die Blume noch ein Same, der Baum noch ein Steckling ist. Der Gärtner nimmt im Geiste den erstrebten Endzustand vorweg und richtet sich danach. Man sieht misslungene Gärten, der Ungeduld entsprungen und Ungeduld ausstrahlend in der Zufälligkeit und Unvereinbarkeit dessen, was da zusammengestoppelt wurde.

Die Ungeduld sucht die Fülle, aber sie erlangt nichts als die Völle. Entfaltung und Wachstum kann der Gärtner nur zulassen und befördern, aber nicht verursachen oder willentlich beschleunigen; die Gewächse sind nicht verfügbar wie die Dinge, derer sich die Eile bemächtigt. Es ist das Kennzeichen der Geduld, dass sie das Unverfügbare so sein lässt, in seiner Entfaltung, aber natürlich auch im möglichen Scheitern dieser Entfaltung, auch im Welken und Sterben. Es taucht da gar nicht die Frage auf, die die Eiligen so bewegt: ob „sich das rechnet“ – wie man heutzutage zu sagen pflegt –, wohlweislich im Dunkeln lassend, wer da eigentlich rechnet und verrechnet und sich verrechnet.

Die Eile ist das Gegenteil der Geduld: Ungeduldig sucht sie zu beschleunigen, was eigentlich seine Zeit braucht. Die Ungeduld will die Zeit gewinnen und treibt die Wesen und die

Dinge zur Eile an, sieht in den Wesen Dinge und rechnet mit ihrer Verfügbarkeit, so wie die Geduld ihnen die Unverfügbarkeit zubilligt – sie rechnet mit der Verfügbarkeit und mit der Machbarkeit.

Der Wahn, dass alles machbar sei, hat sich in dem gleichen Maße aufgebläht, wie die Eile als Voraussetzung und Grundbedingung eines erfolgreichen Lebens bestimmend wurde, und die langsame Verdunstung dieses Wahns geht einher mit der Neuentdeckung des Gartens – was gewiss mehr ist als ein hübscher Zufall. Das mag sich altväterlich-betulich anhören, und ganz unzeitgemäß angesichts, der Nötigungen zur Eile, denen wir ausgesetzt sind, – aber eben darin, dass das Zeitgemäße die Nötigungen sind, und dass sie uns mit in die eiligen Wirbel des Wahns der Machbarkeit und der Verfügbarkeit hinreißen wolle, – eben darin liegt der Grund für so viel Verstörung und Zerstörung, denen nicht durch gesteigerte Eile zu entrinnen ist, sondern nur durch Zurückbleiben.

Der Garten kann da, eben weil er ein Gleichnis ist, therapeutische Wirkung haben und wird denn auch als Therapie genutzt. Die gärtnerische Arbeit gilt als ein Heilmittel, das hilft, Ordnungen und Rhythmen wiederherzustellen, die beschädigt worden oder abhanden gekommen sind. Diese Wirkung hängt damit zusammen, dass die Wesen des Gartens sich keiner Gewalt und keinem Willen beugen, auch kaum zu überlisten sind und auf eine ganz stille und schließlich doch strenge Art ihr Lebensrecht in den ihnen gemäßen Zeitrhythmen verwirklichen. Wer darin eingreift, zerstört – und sieht, dass er zerstört hat.

Zugleich gewinnt der Gärtner seine Zeit, indem er sie abgibt an seine Pflanzen, indem er sie dem Maß unterwirft, das sie fordern. Damit entrinnt er der Eile, die um ihn herum die

Herrschaft ausübt, und in der Geduld wird ihm die Zeit lang in dem Sinne, dass sie sich misst an den langsamen Entfaltungen und nicht an den Uhren der Eiligen. Der Eilige sucht die Zeit zu gewinnen, und je besser es ihm gelingt, umso weniger Zeit hat er schließlich. Dem Geduldigen dehnt sich die Zeit zu einem großen Reichtum, mit dem paradoxen Ende, dass auch er schließlich die Zeit nicht mehr ‚hat‘, dass sie für ihn keine Bedeutung mehr hat als treibende Kraft. Für ihn bleibt die Zeit stehen, und damit entfällt alle Nötigung zur Eile. Aristoteles hat diese ruhegebende Kontinuität der Zeit beschrieben, indem er auf zweierlei Weise das ‚Jetzt‘ zu definieren suchte: einmal als etwas unablässig Verschwindendes, das im Augenblick der Wahrnehmung in der Vergangenheit untergeht, während zugleich aus der Zukunft ein neues Jetzt erscheint, so dass die Aufeinanderfolge der Jetztte ununterbrochen sich vollzieht, – zum anderen, indem er das Jetzt als etwas Beständiges sah, durch das die Zeit von der Zukunft in die Vergangenheit hindurchfließt.

Was im Garten geschieht, kann Punkt für Punkt als Gleichnis gelten für unser Leben außerhalb des Gartens, für unsere Möglichkeiten des geduldigen Zulassens und für unsere Irrtümer des eiligen Zugreifens. Die Verwüstung unserer Welt ist ein Werk der Eile, und die Geduld wartet auf das Scheitern der Eile. Dass sie scheitern muss, weiß der Gärtner – und ist übrigens kein Idylliker, sondern ein Partisan.

Auszug aus dem Artikel „Die Zeit des Gärtners“, In: Politische Ökologie 57/58. 1999. oekom Verlag. München., S. 39-42. Wir danken dem Verlag für die Nachdruckerlaubnis.

Jürgen Dahl (1929–2001) war freier Publizist und Redakteur des Jahrbuchs „Scheidewege“.

Die Ungeduld industrieller Landwirtschaft

Die industrielle Landwirtschaft benutzt immer häufiger Erntebeschleuniger zur Rationalisierung und zur Maximierung der Ernteerträge u. a. bei Getreide, Raps oder Kartoffeln. Bei der sogenannten Vorerntesikkation werden chemische Pflanzengifte, z. B. Glyphosat, eingesetzt. Der Grün- und Feuchtanteil der so behandelten Pflanzen nimmt in kürzester Zeit ab, was vorzeitiges künstliches Reifen und Verwelken einleitet. Ein früherer Erntetermin wird möglich und kann gezielt zeitlich gesteuert werden, was sich ertragssteigernd auswirkt. Jeder Tag chemischer Erntevorverlegung zahlt sich ökonomisch aus, denn die Erntesicherheit wird erhöht, wenn in Zeiten der längsten Sonnenscheindauer oder bei gutem Wetter geerntet wird. Unökonomische Zeiten lassen sich durch solche Erntebeschleunigung gezielt nutzen, zum Beispiel die Zeit zwischen Wintergersten- und Weizenernte für die Raps-ernte. Zudem erleichtert das Absterben der grünen Pflanzenteile und die gleichzeitige Abtötung von Unkräutern das Ernten.

Elke Großer

FRITZ REHEIS

Was wachsen soll, muss reifen können.

Über die Geduld als Voraussetzung für Bildung

Dass die Sau vom Wiegen nicht fetter wird, ist bekannt. Dass man durch ständiges Zupfen an einem Getreidehalm nicht dessen Wachstum beschleunigen kann, sondern eher dessen Tod, ebenfalls. Grundlegend für die Entwicklung von Pflanzen und Tieren ist vielmehr die Nahrung, die auch Sauerstoff, Wasser, Licht und Sinnesreize einschließt. Wie aber ist das beim Menschen, bei seiner Erziehung und Bildung?

An erster Stelle steht die Frage, was Bildung bzw. Erziehung eigentlich ist. In der UN-Charta der Menschenrechte wird Erziehung und Bildung als die „volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit“ definiert. Woran dabei zu denken ist, wissen wir spätestens seit Pestalozzi: „Kopf“, „Herz“ und „Hand“, psychologisch gesprochen: Kognition, Emotion und Verhalten, oder philosophisch: Geist, Seele und Körper. Welche ‚Nahrung‘ benötigt die Entfaltung des Menschen in Bezug auf diese drei Dimensionen von Erziehung und Bildung und wie viel davon? Die Frage nach dem Wieviel kann nur beantwortet werden, wenn bestimmte Geschwindigkeiten und Rhythmen respektiert werden. Diese können bekanntlich nicht von außen festgelegt, nicht beliebig verzögert oder beschleunigt werden, sondern sind im Großen und Ganzen evolutionär gegeben. Daraus folgt, dass all jene, die für die Erziehung und Bildung von Menschen Verantwortung tragen, über eine unverzichtbare Tugend (modern gesprochen: Kompetenz) verfügen müssen: Geduld. Geduldig abwarten, bis sich herausstellt, was und wann und wie viel ein Mensch für seine Entfaltung benötigt – und dann die Nahrung entsprechend bereitstellen.

Bildung und Genuss

Beginnen wir beim Körper. Zur Ernährung als Voraussetzung des körperlichen Wachstums gehört zunächst natürlich all das, was zur Befriedigung der biologischen Grundbedürfnisse erforderlich ist. Damit hängt die Frage zusammen, wie der Mensch befähigt werden kann, diese Bedürfnisse richtig wahrzunehmen und mit ihnen gesundheitsförderlich umzugehen. Genau das war eines der großen Themen der antiken griechischen Philosophie. Epikur sah das Wesen des Menschen im Streben nach Lust begründet. Lust war für ihn nicht Ausschweifung, sondern Lebensfreude oder „kluge“ Lust, die stets auch die Folgen des Genusses mit berücksichtigt. Da das „Naturgemäße“ leicht, das „Eitle“ aber schwer zu beschaffen sei, führe ein aufwändiger Lebensstil in Abhängigkeit und Verlustangst, also ständige seelische Unruhezustände. Die vielleicht wichtigste Botschaft der antiken Glückphilosophie

ist, dass zwischen Lust und Tugendhaftigkeit kein Widerspruch bestehen muss, kluge Lust vielmehr immer mit Wachheit für sich selbst und andere und letztlich mit freier Selbstbestimmung über das eigene Leben einhergehe.

Kann man Glück lernen? So fragen heute Glücksexperten aus unterschiedlichen wissenschaftlichen und therapeutischen Disziplinen. Schlüsselbegriffe sind die Begriffe „Aufmerksamkeit“ und „Achtsamkeit“. Ohne waches Bewusstsein für das, was in unserer Außen- wie Innenwelt vor sich geht, stellen sich Glück und Zufriedenheit nicht ein. Für beide Wege der Glückssteigerung – Beschaffen zusätzlicher Güter und Vermeiden neuer Bedürfnisse – muss uns zunächst unsere Außenwelt die erforderliche Zeit lassen, aber auch wir uns selbst: für die Schärfung unserer Sinne, damit wir das Wichtige auch wirklich wahrnehmen. Wo uns von der Außenwelt die Kontrolle über unser eigenes Leben entrissen wurde oder wo uns selbst die Kontrolle einfach entglitten ist, kommen nicht nur unsere Bedürfnisse zu kurz, sondern es droht auch unsere Sensibilität für das Wichtige zu veröden. Es geht einfach darum, sich selbst wahrnehmen und spüren zu lernen, die eigene Lebendigkeit zu erleben und zu genießen. Erziehungs- und Bildungsbemühungen müssten demnach darauf gerichtet sein, dass der Körper jeweils die Räume und Zeiten erhält, die er braucht, damit er frei schwingen, in Resonanz treten kann – zur Umwelt wie zur Innenwelt des Menschen mit all seinen Potenzialen.

Was hat das mit Geduld zu tun? Wenn die grundlegende Selbsterweiterung des Menschen durch Bereicherung der Genussmöglichkeiten seines Körpers ein Ziel von Erziehung und Bildung ist und wenn unser Leben, da eingebettet zwischen Umwelt und Innenwelt, doppelt geprägt ist, dann erfordert dies zweierlei Arten von Geduld: erstens Geduld der Umwelt der Erziehenden und Bildenden und des Zu-Erziehenden, Zu-Bildenden/Sich-Bildenden, bis diese/r schließlich all die Erfahrungen gemacht hat, die er für seine Selbsterweiterung braucht. Und zweitens Geduld des Lernenden mit sich selbst, innere Geduld also, bis er mit sich zufrieden ist. Am Beispiel des Erlernens einer Sportart oder eines Musikinstruments kann man sich unschwer vorstellen, welche Bedeutung Geduld als Voraussetzung für die Erweiterung von Fähigkeiten hat und wie der Genuss dieser Fähigkeiten die Motivation zu neuen Schritten der Genuss- und Selbsterweiterung zu fördern vermag. Wo jedoch Erziehungs- und Bildungsinstitutionen – wie dies Turbokindergärten, Turboschulen und

Turbounis tun – den Heranwachsenden gegenüber ungeduldig sind und rücksichtslos diese Reifungsprozesse zu beschleunigen versuchen, verhindern sie Bildung, statt sie zu ermöglichen.

Bildung und Anerkennung

Anerkennung, Wechselseitigkeit und Vertrauen sind kulturell und sozial bedeutsam: sowohl innerhalb einer Generation (zwischen Personen, Betrieben, Regionen, Staaten, Kontinenten) wie auch zwischen den Generationen (zwischen den Jungen, den Mittelalten und den Alten). In Bezug auf die Anerkennungsbedürfnisse von Kindern und Jugendlichen kommt es vor allem darauf an zur Kenntnis zu nehmen, dass jede Generation ihre spezifische Perspektive auf die Welt hat und ihre je spezifischen Leistungen erbringen kann: die Kinder und Jugendlichen ihre Spiel- und Experimentierlust, ihre Suche nach neuen Erfahrungen und nach der Verschiebung von Grenzen, die Mittelalten ihre fachliche Kompetenz und Disziplin, die Alten ihre Lebenserfahrung. Die Fähigkeit zur sozialen Anerkennung der nahestehenden Personen ist wiederum die Basis für die Fähigkeit der Anerkennung von fernstehenden. Vom Grad der Selbsterweiterung des Menschen in Richtung auf seine Mitwelt dürfte angesichts der globalen Gefährdungen das Überleben der Menschheit maßgeblich abhängen.

In Bezug auf die Tugend/Kompetenz „Geduld“ bedeutet all dies zweierlei: Die Erziehenden und Bildenden ebenso wie die zu Bildenden müssen warten können, bis Letztere herausgefunden haben, mit welchen Fähigkeiten sie Anerkennung zu ernten vermögen. Jede Lehrerin und jeder Lehrer kennt Kinder, die zunächst mit den Unterrichtsinhalten wenig anfangen konnten, bevor sie ihren je individuellen Weg entdeckt haben: das Basteln einer Rechenmaschine als Weg zur Mathematik, die Mitarbeit in der Technik-Crew des Schultheaters als Weg in die Literatur. Und es muss geduldig gewartet werden, bis der junge Mensch aus diesem Selbstvertrauen heraus auch in der Lage ist, die Fähigkeiten seines Gegenübers zu würdigen, die Anerkennung also auf eine wechselseitige Basis gestellt ist. Erst dann kann damit gerechnet werden, dass die soziale Integration wirklich nachhaltig ist.

Bildung und Freiheit

Wie kann der Mensch sich seiner selbst bewusst werden? Die allgemeine Beschleunigung bringt die Gefahr mit sich, dass Menschen sowohl ihre Erinnerungsfähigkeit in Bezug auf die Vergangenheit wie auch ihre Antizipationsfähigkeit in Bezug auf die Zukunft unmerklich immer mehr einzubüßen. Soziologen sprechen von einer Tendenz zu „flexibler“, zu „situativer“ Identität. Die Erinnerung an frühere Lebensabschnitte ist aber Voraussetzung, um eigenständige und eigensinnige Schlussfolgerungen für später zu ziehen. Wer sich keine Zeit

zum Nach- und Vorausdenken, zum Einfühlen in seine Innenwelt lässt oder lassen kann, der wird zur Marionette, an deren Strippen andere ziehen. Einer solchen Marionettengesellschaft, deren Menschen ihre Identität verloren haben, ergeht es wie den Insassen eines Flugzeugs, das keinen Piloten mehr hat und blind in den Raum hinein rast. Nur wenn eine Person ihr Bewusstsein elastisch von der Gegenwart in die Vergangenheit und in die Zukunft zu bewegen gelernt hat, wenn sie sich als ein in der Zeit ausgedehntes Wesen begreift, ist sie mit sich selbst identisch.

Identität ist die Basis der Willensfreiheit. Aber gibt es den „freien Willen“ überhaupt? Das ist vielleicht die schwierigste aller Fragen. Der Berliner Philosoph Peter Bieri hat eine überzeugende Definition vorgeschlagen. Die Willensfreiheit sei als Möglichkeit oder Fähigkeit an strenge Bedingungen geknüpft; sie müsse gleichermaßen als individuelle und als gesellschaftliche Aufgabe begriffen werden. Der Mensch sei nicht gezwungen, sich bei der Festlegung dessen, was er will, an dumpfen inneren Eingebungen oder an aufdringlichen äußeren Moden zu orientieren. Er könne sich seinen eigenen Willen „aneignen“, indem er die Entstehungsgeschichte des eigenen Willens, das innere Erleben der „Geburt“ des Willens, aufmerksam beobachte und prüfe, ob der Wille wirklich zur eigenen Person passt. Er kann den eigenen Willen zum „gewollten“ und „verstandenen“ Willen machen – aber er muss es nicht.

Wenn der Mensch einen freien Willen ausbilden will, so Bieri, setzt das voraus, dass er einen inneren Abstand zu sich selbst zu nehmen bereit und fähig ist. Dies aber geht nur, wenn sein gesamtes Leben von einer ganz bestimmten Zeiterfahrung begleitet ist. Die Zeiterfahrung sei ein Maß für die Unfreiheit und Freiheit des menschlichen Willens: Der „Getriebene“ erfahre die Zeit als „flache Strecke“, der „Mitläufer“ als „langweilig“, der „Freie“ aber als „Leidenschaft“. Nur der könne den eigenen Willen beobachten, verstehen und damit letztlich wollen, der sich mit dem Willen auch die Zeit aneignet, sie intensiv – und das heißt eben mit allen seinen Gefühlen, also „leidenschaftlich“ – erlebt. Bildung im Sinne der vollen Entfaltung der Persönlichkeit umfasst demnach immer auch die Selbsterweiterung des Menschen nach innen als Befreiung seines eigenen Willens.

Was folgt daraus in Hinblick auf die Tugend oder Kompetenz der Geduld? Wer für Erziehung und Bildung anderer Verantwortung trägt, sollte, nachdem er die nötige „Nahrung“ bereitgestellt hat, geduldig abwarten, bis diese Nahrung verdaut, also angeeignet ist, bis die oder der zu Erziehende bzw. Sich-Bildende erkannt hat, was sie oder er will. Dass in der Erziehungs- und Bildungsarbeit diese Förderung von biografischem Bewusstsein, von Identität und Autonomie, umso besser gelingt, je mehr derjenige, der sie fördern

möchte, Klarheit über seine eigene Identität und seinen eigenen Willen erlangt hat, liegt auf der Hand. Es ist also nicht zuletzt wichtig, dass die Erziehenden und Bildenden auch mit sich selbst geduldig umgehen.

Fazit

Was braucht die Persönlichkeit zu ihrer vollen Entfaltung? Wenn man die Selbsterweiterung des Körpers als Steigerung der Genussfähigkeit, die Selbsterweiterung der Seele als Steigerung der Anerkennungsfähigkeit und die Selbsterweiterung des Geistes als Steigerung der Freiheitsfähigkeit des Menschen versteht, spielt Geduld im Kontext von Selbsterweiterung eine dreifache Rolle. Wer als Erziehende/r und Bildende/r Selbsterweiterungsprozesse fördern will, muss warten können, bis sich erstens Gelegenheiten ergeben, in denen diese Fähigkeiten erworben und geübt werden können, zweitens diese Gelegenheiten vom Zu-Erziehenden und Zu-Bildenden/Sich-Bildenden angemessen verarbeitet sind, und drittens, bis der Erzieher und Bildner selbst seine eigene Ungeduld in Bezug nicht nur auf seinen pädagogischen Eros, sondern auch in Bezug auf seinen eigenen Selbsterweiterungsprozess überwunden hat. Eine gelingende Selbsterweiterung erfordert

zudem, dass sich unser Bewusstsein flüssig zwischen „Kopf“, „Herz“ und „Hand“ hin und her bewegen kann. Nimmt man diese zeitlichen Voraussetzungen zusammen, so könnte man auch vom Zusammenspiel von äußerer und innerer „Resonanz“ sprechen. Bildungsinstitutionen, die aufgrund ihrer systematischen Ungeduld diese Resonanzbedürfnisse nicht respektieren, behindern nicht nur die Entfaltung der Persönlichkeit. Sie erzeugen zudem systematische Frustration, sind psychisch und physisch ungesund und leisten einen Beitrag zur Entmündigung des Menschen. Positiv gewendet und auf Schule bezogen heißt das: Schule muss erstens ein Lebensraum für den Genuss des Lebens und Lernens sein, zweitens die Möglichkeit bieten, eigene Schwächen und Stärken einzubringen und wechselseitig anzuerkennen, und drittens die Chance vermitteln, immer wieder einmal innezuhalten und zu prüfen, wohin die Reise eigentlich gehen soll.

Vom Autor gekürzte und überarbeitete Fassung des Kapitels „Persönlichkeit und Zeit“ aus seinem Buch „Bildung contra Turboschule! Ein Plädoyer“, Freiburg im Br. 2007.

Fritz Reheis, Erziehungswissenschaftler, lehrt an der Univ. Bamberg.

CHRISTIAN DRIES

Wie man hierzulande wissenschaftliche Kreativität zerstört oder: Die Universität als gierige Institution

Manchmal dauert es eben etwas länger: Erst kürzlich wurde eine über 40 Jahre alte Aufsatzsammlung des vor den Nazis aus Deutschland geflohenen Soziologen Lewis Coser, die zu den Perlen ihres Fachs gehört, ins Deutsche übersetzt. In seinem Buch entwirft Coser anhand zahlreicher Beispiele – vom byzantinischen Eunuchentum über die Mätressen am französischen Königshof bis zu Lenins Berufsrevolutionären – das eindrückliche Bild einer besonders gefräßigen sozialen Formation: Die „gierige Institution“ (*greedy institution*) versucht, sich möglichst alle Lebenszeit und Energie ihrer Mitglieder anzueignen, also nicht nur, wie im gewöhnlichen Arbeitsverhältnis, für acht Stunden pro Tag und im Rahmen mehr oder weniger festgeschriebener Berufsrollen. Die gierige Institution fordert totales Engagement zulasten anderer Sozialkontakte, Familienbande oder Lebenspläne. Das bedeutet freilich nicht, dass die derart Okkupierten sich nicht freiwillig in die Fangarme gieriger Institutionen begäben. Im Gegenteil: Wer sich als eigenständige Person auf- und einer Sache mit Haut und Haaren hingibt, kann daraus mitunter beträchtliche (und sei es eingebildete) Gewinne an Prestige, sozialer Sicherheit und materiellem Komfort ziehen.

Das gilt auch für jene gesellschaftliche Einrichtung, die Coser in seinem schillernden Panoptikum nicht nennt, obwohl sie zweifellos eine gierige Institution *par excellence* ist. Die Rede ist von der Universität. Trotz desaströser Rahmenbedingungen für zahllose junge Talente bis heute von erheblicher Strahlkraft, fordert sie von ihrem Nachwuchspersonal ruhelosen Einsatz und endlose Geduld ohne nennenswerte Perspektive. Schuld daran ist neben hausgemachten Problemen das sogenannte Wissenschaftszeitvertragsgesetz (*WissZeitVG*) aus dem Jahr 2007: Wer es nach insgesamt 12 Jahren Promotions- und Habilitationsphase nicht auf eine Professur geschafft hat, landet im beruflichen Aus und muss leider „verschrottet“ werden. Der unlängst verstorbene Historiker Hans-Ulrich Wehler fühlte sich bei dieser Wortwahl eines Ministerialbeamten des Bundesbildungsministeriums an „die menschenfeindliche Sprache des Reichssicherheitshauptamtes“ erinnert.

Nun ist das Hochschulrahmengesetz kein rassistischer „Generalplan Ost“, der im Nazi-Jargon die „Verschrottung“ ganzer Ethnien vorsah. Etwas nüchterner betrachtet, handelt es sich beim *WissZeitVG* dennoch um nichts weniger als eine

politisch motivierte Selbstdemontage des Wissenschaftsstandorts Deutschland, eine gigantische Maßnahme zum strukturellen Abbau wissenschaftlicher Exzellenz.

Der Ansatz des von Edelgard Bulmahn initiierten, inzwischen mehrfach ergänzten und notdürftig reparierten Hochschulrahmengesetzes, die oft quälend lange und unwägbare akademische Qualifikationsphase im Interesse aller Beteiligten planbarer zu gestalten und vor allem abzukürzen, war wie so oft nicht schlecht. Allein, die Realität ist eine andere. Wer sich heute in das Wagnis Wissenschaft begibt, wird vom Start weg mit einer absurden Fülle an Erwartungen und Zusatzanforderungen konfrontiert. Nicht nur soll man sich mit einem auf drei Jahre befristeten Promotionsstipendium oder in derselben Zeit als Mitglied eines Graduiertenkollegs möglichst früh schon in der Lehre engagieren. Auch regelmäßige Kolloquien, Workshops, Vorträge, Konferenzteilnahmen und eine eigene Publikationsliste stehen auf der Agenda des Nachwuchses, idealerweise ergänzt um eine Tagungsorganisation, Drittmittelakquise inklusive, und das alles am besten transdisziplinär und international. Nicht zu vergessen die eigene mediale Selbstvermarktung qua Internetpräsenz und freier Redakteursarbeit. Moderne Wissenschaft „kommuniziert“ schließlich ihre Ergebnisse auch außerhalb des klischeebewehrten Elfenbeinturms. Zeitraubende „Workshops“ für gute Lehre (in denen man dann Kennenlernspiele probt, die Studierenden die Schamesröte ins Gesicht trieben, würde man sie in Seminaren tatsächlich einsetzen), machen das Überforderungskarussell komplett.

Die *unhappy happy few*, die eine mehr als dreijährige Anstellung als wissenschaftliche/r Mitarbeiter/in ergattert haben, sind zudem noch für den täglichen Kampf mit den bürokratischen Monstren der Bachelor- und Masterstudiengänge verantwortlich. Ohne ihre Kärnerarbeit in der akademischen Selbstverwaltung liefe im Alltagsbetrieb der meisten Institute und Seminare gar nichts – so wie bei ihren eigenen Qualifikationsarbeiten, die im universitären Multitasking-Management häufig auf der Strecke bleiben. Unter diesen Umständen erweist sich die vermeintlich üppige Beschäftigungsfrist von sechs Jahren pro Qualifikationsphase schnell als ziemlich kurz. In Anlehnung an Danton und Coser formuliert: Die gierige Institution Universität verschlingt wie Saturn ihre eigenen Kinder.

Die Folgen dieses akademischen Kannibalismus sind kaum in Zahlen zu fassen. Dass immer mehr kluge Köpfe die Hochschule frustriert in Richtung Ausland oder attraktivere Berufsfelder verlassen, ist nur die eine Seite der Medaille. Weil zugleich die Zeit, die den Jungen für gediegene Forschung bleibt, immer knapper wird, verringert sich (vor allem in den notorisch leseintensiven und mühebedürftigen Geisteswissenschaften) beinahe zwangsläufig auch die Qualität der abgelieferten Arbeiten: Massenhaft Qualifikationsliteratur mit

höchsten Ansprüchen, aber dürftigen Ergebnissen.

Man könnte ein Gesetz daraus ableiten. Der tendenzielle Fall der akademischen Profitrate hat viele Facetten: Über eine Empirie, die kaum von Belang ist, wird mangels gründlicher Reflexion ein dünnes, aber möglichst exotisches Theoriesößchen gegossen. Statt mutiger Entwürfe, die auch scheitern können, bleibt man bei der gängigen Mode oder erfindet gleich das Rad neu: Körper, Raum, Zeit, Emotionen... – alles wird rhetorisch pompös zum zweiten Mal entdeckt, der *der-nier cri* zum neuesten Paradigma oder *turn* gepöppelt. Aus einer Nullinformation lassen sich im Stakkato zehn „Salami-Publikationen“ ausschneiden, und jedes einmal im Studium belegte Seminar wird auf der eigenen Webseite prompt zum „Forschungsschwerpunkt“ aufgeblasen.

Wen wundert's! Wer keine Zeit mehr hat, seiner wissenschaftlichen Intuition zu folgen, unausgelegene Gedanken reifen zu lassen und in einem (sei es noch so begrenzten) Feld substanzielle Expertise zu erwerben, wird beinahe notwendig zum Blender. Weil ständig anderes dringlicher ist als das Wesentliche – die Erlangung neuer, fruchtbarer und inspirierender Erkenntnisse –, am Ende der befristeten Existenz aber das vertraglich fixierte berufliche Abseits steht, verfahren selbst die Besten der Besten nach der Devise „Augen zu und durch“. Das funktioniert, indem man egoistisch nur das macht, was der eigenen Karriere bzw. ihrer möglichst raschen Überführung in den sicheren Hafen der Festanstellung dient. Hinten runter fallen dann beispielsweise die intensive Betreuung von Studierenden, ausgefeilte Seminare oder die eigene Familie. (Auch das passt ins Bild der gierigen Institution: innige menschliche Bindungen und Lebenspläne jenseits ihrer hypertrophen Imperative und fragmentierten Zeithorizonte sind von ihr nicht vorgesehen.)

Überall sonst auf dem gehobenen Arbeitsmarkt herrscht – zumindest in der Theorie und unter normalen gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen – das Prinzip Anerkennung gegen Leistung. Wer seine Arbeit gut, gar ausgezeichnet macht, wird in der Regel honoriert, spricht befördert und besser alimentiert. Gewiss leiden nicht nur Forscherinnen und Forscher heutzutage unter erhöhtem Kündigungsdruck, was die Hochschulmisere auf den ersten Blick milder und die Klage narzisstisch und weinerlich erscheinen lässt. Auch sind Wettbewerb und Leistungsorientierung in Universitäten nicht per se von Übel. Doch wenn die personifizierte Zukunftshoffnung unserer wissenschaftlichen Spitzeneinrichtungen überhaupt nicht mehr nach Leistung und Engagement, sondern nur noch mit Kalender und Stechuhr – im Modus systematischer Ungeduld – bewertet und bewirtschaftet wird, ohne realistische Aussicht auf beruflichen Erfolg plus Familiengründung, dann wird das hässliche Bild von der mutwilligen „Verschrottung“ am Ende bittere Wirklichkeit.

Keine Firma der Welt könnte es sich erlauben, derart gän-
gelnd und drängelnd, zugleich so „gierig“ wie ineffizient und
im Ergebnis zynisch mit ihren eigenen Nachwuchskräften
umzugehen. Wäre die Universität ein Unternehmen, das Er-
frischungsgetränke braut oder Autos verkauft, würde sich
bald keiner mehr ohne Not für ihre Stellenausschreibungen
im unteren und mittleren Management interessieren. Und
tatsächlich orientieren sich immer mehr junge deutsche Wis-
senschaftlerinnen und Wissenschaftler in Richtung Ausland,
wo sie als bestens ausgebildete Exportartikel reüssieren.

Niemand kann wollen, dass Professorinnen und Professoren
ihre Mitarbeiter nach purer Sympathie auswählen oder Stel-
len nach Sozialpunkten vergeben. Das sollte uns aber umge-
kehrt nicht daran hindern, motivierte, engagierte, kluge junge
Leute – ob in der Forschung oder in der Lehre – dauerhaft
zu beschäftigen, auch wenn sie nicht im Takt bürokratisch fi-
xierter Qualifikationsetappen kreativ sind. Spielräume dazu
hätte man schon jetzt.

Zwar sollen wissenschaftliche Angestellte laut Gesetz nicht
über die zwei mal sechs Jahre hinaus fest beschäftigt werden.
Die Entscheidung darüber liegt jedoch ausdrücklich bei den
Hochschulen selbst. Neben der Professorenschaft, die um
die alte Lehrstuhlherrlichkeit und ihre Mitarbeiterprovin-
zen fürchtet, sind es vor allem die Personalverwaltungen und
Rechtsabteilungen der Rektorate, die eine flexible Auslegung
des WissZeitVG blockieren, aus paranoider Sorge, die Jungen
könnten sich am Ende ihrer Vertragslaufzeiten auf Dauerstel-
len einklagen. Die gierige Institution Universität hat nicht nur
keine Geduld mit ihren prekär beschäftigten Nachwuchsta-
lenten. Sie fürchtet sie sogar. Man muss kein Hellseher sein,
um zu prognostizieren, dass eine solche Institution keine
große Zukunft mehr hat.

*Christian Dries, Philosoph und Soziologe, Wissenschaftlicher
Mitarbeiter an der Universität Freiburg*

„Sofortness“,

ein Kunstbegriff, wurde von Peter Glaser (1997) eingeführt und bezeichnet vor allem sich
entwickelnde „digitale Ungeduld“.

Über die digitalen Medien ist es möglich, sich mit einem Klick oder Wisch Konsumgüter, In-
formationen, Nachrichten u. a. von überall und jederzeit zu beschaffen, und es wird erwartet,
dass diese auch innerhalb kürzester Zeit zur Verfügung stehen. Ein äußerst kurzes „Reiz-
Reaktions-Verhältnis“ zwischen den individuellen Erwartungshaltungen, immer alles in Echt-
zeit zur Verfügung haben zu wollen und den Anforderungen der Umwelt, dieser Ungeduld der
Nutzer sofort und jederzeit nachkommen zu müssen, entsteht. Zum Beispiel klickt sich fast
die Hälfte potentieller Kunden wieder weg, wenn eine Einkaufsseite im Internet nicht inner-
halb weniger Sekunden geladen ist. Nach dem Online-Einkauf erwarten diese eine sofortige
Bestellbestätigung sowie eine schnelle Lieferung, möglichst innerhalb von 24 Stunden.

Wie Studien belegen, führt häufige digitale Kommunikation über soziale Medien mehr zu
innerer Unruhe und zu weniger Geduld. Es wird angenommen, dass sich diese digitale Unge-
duld auch in anderen Lebensbereichen auswirkt und Menschen erwarten, dass auch andere
Alltagsprobleme sich möglichst schnell und sofort lösen lassen: „*Ungeduld ist unerbittlich,
und sie setzt immer früher ein – inzwischen ist manchen Nutzern **sofort** schon fast zu spät.*“
(Lobo 2011). Galt in der Moderne die Geduld noch als eine Tugend, wird sich die Ungeduld
durch die digitalen Medien und ihre Beschleunigungseffekte zu einer Eigenschaft entwi-
ckeln, die zukünftig generell positiver bewertet wird, so die Vermutung von Sascha Lobo.

Glaser, Peter (2007): *Sofortness. Technology Review.*

www.heise.de/tr/blog/artikel/Sofortness-273180.html

Lobo, Sascha (2011): *Die Mensch-Maschine: Digitale Ungeduld.*

www.spiegel.de/netzwelt/web/s-p-o-n-die-mensch-maschine-digitale-ungeduld-a-774110.html

Saalfank, Wolf-Thorsten; Lerche, Thomas (2014): *Haben heißt nicht können.*

Sofortness als Herausforderung für pädagogisches Handeln.

In: Zeitschrift für Medienpädagogik 58. Jg. (2), S. 54–59.

Elke Großer

Geduld heißt, Zeit haben für Andere

Zum Wandel der Zeitkultur in Indien

Interview: Elke Großer

Wie würdest du die Geduldfrage in Indien definieren?

Geduld in Indien muss man immer auch vor dem Hintergrund der Geschichte Indiens und seiner verschiedenen Gesellschaftsformationen und im Vergleich mit Europa und anderen Ländern betrachten. Im Grunde genommen ist die Geduldfrage eine Zeitfrage. Und wie man mit der Zeit umgeht, hängt von der Form der Gesellschaft ab. Dementsprechend gibt es auch mehrere Formen von Geduld oder Nichtgeduld in Indien: die von Stammesvölkern, Dörfern, Kleinstädten oder in Großstädten.

Wer ist oder kann sich leisten, geduldig zu sein?

Man könnte sagen, dass jemand geduldig ist, wenn er Verständnis für Andere hat, bereit ist, Zeit für und mit jemandem zu verbringen und natürlich auch die entsprechende Zeit hat. Geduld heißt auch, dass man dies aushalten kann, obwohl es einem gerade nicht passt. Ich möchte mit einem konkreten Beispiel für Geduld anfangen: Meine Mutter ist oft im Ausland unterwegs. Sie hat immer eine Liste mit Telefonnummern von ca. 30 bis 40 Leuten dabei, alles Mitglieder der Großfamilie beiderseits, die sie anrufen möchte. Sie kann diese Leute jederzeit anrufen und aufgrund alter traditioneller Verpflichtungen und Rollenbilder fühlen sich diese Leute nicht „gestört“: sie haben immer Geduld und Verständnis für sie. Denn es gibt dort ein ganz anderes Verständnis dafür, dass sich jemand Zeit für einen nimmt. Ich bin mir nicht so sicher, dass mir so viele Leute „zur Verfügung“ stehen würden, wenn ich auch so alt bin.

Geduld heißt, wie man mit der Zeit umgeht: dass wir Zeit für Dinge oder Menschen haben, die für wirtschaftliche Zwecke unwichtig sind, dass wir selbstverständlich helfen, für sie da sind und uns nicht gestört fühlen. Genauer gesagt, die gegenseitige Erwartung zu haben, den anderen helfen zu können oder von anderen Hilfe zu bekommen. Der langsame, ungleichmäßige, aber sichere Tod solcher Erwartungen ist typisch für Gesellschaften, die zeitarms sind. Zum Beispiel, wenn ich viele Leute anrufe oder von vielen angerufen werde, dann merke ich, dass ich eigentlich das Gefühl habe, dass ich Zeit für die Arbeit verliere.

Gemeinschaften, wie die der Jäger und Sammler Indiens, haben nicht gelernt, dass man Zeit nicht vergeuden soll. Hier kann man auch nicht die Geduld verlieren. Man könnte sagen, dass es geduldfreie Gemeinschaften sind.

Du untersuchst die zunehmende Zeitarmsut, die sich vor allem durch die Veränderungen in den letzten 30 bis 40 Jahren in der gut gebildeten Mittelschicht Indiens verbreitet hat. Ihr habt auch einen Film darüber gemacht. Kannst du feststellen, dass die Menschen auch ungeduldiger geworden sind?

Ja, die Menschen sind ungeduldiger geworden. Ziel unseres Filmes war es, zu zeigen, dass es geradezu eine Explosion von Zeitarmsut in Indien in den letzten 30 bis 40 Jahren gegeben hat. Falls wir diese Gefahr jetzt nicht wahrnehmen, kann es morgen zu spät werden. Der Film beschäftigt sich mit dem alltäglichen Leben der gut gebildeten Mittelschicht. Wir haben alle Altersgruppen befragt, von Kindern über ihre Eltern bis hin zu älteren Leuten. In Indien hat sich noch keiner mit dieser stark ansteigenden Zeitarmsut beschäftigt und keiner redet darüber. Auch in der Politik, in öffentlichen Bereichen wird Zeitarmsut nicht wahrgenommen, weder von Links noch von Rechts noch von anderen Mainstream-Parteien noch von NGOs oder religiösen oder spirituellen Bewegungen. Insbesondere Kinder leiden unter Karrieredruck, den sie selbst und ihre Eltern haben, und sie leiden, wenn Eltern keine Zeit mehr für sie haben. Wir haben auch einen Kinderarzt befragt. Krankheiten, wie Karies, Diabetes u. a. explodieren auch bei Kindern regelrecht. Das hat alles mit dem zunehmenden Zeitstress zu tun. Die Mittelschicht konkurriert weltweit in zunehmendem Maße um Arbeitsplätze. Sie wird für immer weniger Geld immer mehr arbeiten müssen. Insbesondere Kleinkinder sind wehrlos dagegen. Es ist ein Paradox, dass sehr oft Kinder aus wohlhabenderen Schichten Selbstmord begehen oder unter Depression leiden. Der Traum von Erwerbsarbeit, sicherem Einkommen und Karriere ist zum Albtraum geworden.

Diese Zeitarmsut ist keine Frage der Work-Life Balance oder des Setzens von Prioritäten – das ist ein Mythos. Sie hängt von den gesellschaftlichen Veränderungen vor allem in der Arbeitswelt ab.

Wie viel Zeit du am Arbeitsplatz verbringen wirst, hängt nicht von dir ab. Falls Andere bereit sind, noch länger für weniger Geld zu arbeiten, zwingt dies dich, zumindest genauso viel für weniger Geld zu arbeiten. Immer mehr Menschen sind in Indien und auch weltweit gut ausgebildet und befinden sich in einer länger werdenden Warteschlange um einen Arbeitsplatz. Die Angst vor dem Arbeitsplatzverlust ist groß, und der

Druck auf die Menschen wächst. Wenn andere bereit sind, mehr zu arbeiten, muss der Einzelne zwangsweise auch mehr arbeiten, um seinen Arbeitsplatz und seine Existenz zu sichern. Das wichtigste Stichwort in diesem Zusammenhang ist das der frei disponiblen Zeit. Diese hat in Indien in den letzten Jahrzehnten rasant abgenommen und im Gegenzug stieg die Arbeitszeit stark an. Es bleibt weniger Zeit für die Familie, für Rituale, für Feste, für die Natur, für Beziehungen. All das fällt der zunehmenden Arbeitszeit zum Opfer.

In diesem Zusammenhang kann man auch Geduld verorten. Wenn die disponible Zeit stark abnimmt, dann habe ich weniger Zeit für meine Freunde, für Verwandte und damit auch weniger Geduld für sie. Immer mehr wird jede Zeiteinheit instrumentalisiert. Das heißt, ich kann es mir künftig nicht mehr leisten, mich mit Freunden oder Verwandten ohne Zweck oder Absicht zu treffen. So werden Beziehungen vergiftet, weil man keine Zeit mehr verschenken und somit vergeuden darf. Es gibt schon Länder, in denen man sogar den „Sohn“, der die Zeit mit den Eltern eines Managers verbringen soll, mieten kann. Wenn du für niemanden mehr Zeit hast, wenn die dir Zeit für menschliche Beziehungen fehlt, dann kannst du dir die Zeit eines Ersatzmanns dafür kaufen.

Im agrargeprägten Indien oder bei den Ureinwohnern Indiens stehen traditionell Beziehungen und der Kontakt zur Natur im Mittelpunkt. Ein konkretes Beispiel aus der agrarisch geprägten Gesellschaft Bihars (Nordindien) sind die Feste. Dort war es normal, dass monatelang Feste gefeiert wurden. Feste hatten ihre bestimmten mehr oder weniger intensiven Phasen. Lieder standen im Mittelpunkt und es wurde viel gesungen. Die Leute des Dorfs trafen sich schon früh morgens, mittags und abends und zogen dreimal am *Holi* von Haus zu Haus, um zu singen. Es gab Lieder für bestimmte Jahreszeiten, die Lieder anderer Jahreszeiten durfte man nicht singen, das war verboten. Dort konnte man nur an bestimmten Tagen arbeiten, und dann auch nicht länger. Man musste Geduld haben, wenn man das Wachsen den Pflanzen und der Erde übergab. Das war eine ganz andere Wahrnehmung der Zeit. Jetzt wird Zeit als Mittel zum Einkommenserwerb gesehen.

Du unterscheidest Aktivitäten von Arbeit?

Ja, den Unterschied von Arbeit und Zeit sehe ich. Das menschliche Leben besteht aus Aktivitäten, werden diese zu einer Einkommensquelle, dann werden sie zu Arbeit. Singen und Tanzen ist zur Unterhaltungsindustrie, Spielen zur Sportindustrie, Gastfreundschaft zum Hospitality Management usw. geworden. Immer mehr Aktivitäten gewinnen Arbeitscharakter und werden so zum Feind des Menschen, zum Feind seiner menschlichen Beziehungen und seiner Gesundheit. Und diese Entwicklung geschieht mitten im alltäglichen Leben, da ist nichts Spektakuläres dran, wie bei einer Marslandung, und wird deshalb öffentlich kaum wahrgenommen und problematisiert.

Die Zeitfrage verstehst du als Zivilisationskritik?

Wir lernen es, keine Zeit zu vergeuden. Das heißt, es ist keine angeborene Eigenschaft des Menschen, dass er mit seiner Zeit sehr sparsam umgehen sollte. Es hängt jeweils von der Form der Gesellschaft ab. Es gibt Gesellschaftsformen in Indien oder auch anderswo in der Welt, in denen Zeit als Begriff gar nicht existiert. Das ist auch der Ausgangspunkt für unser Forschungsprojekt gewesen. Die Krise der Zeitarmut ist viel älter als die Industrialisierung, sie kam mit der Zivilisation. Nach der Theorie der Seelenwanderung vom Karma bekommt man seine einzige Chance zur Erlösung, nachdem die Seele als Mensch geboren ist. Vergeudet man diese Chance, wird man als Tier wiedergeboren. Das heißt, jetzt oder nie! Man sollte sobald wie möglich versuchen, durch asketisches Leben oder ein Leben mit Hingabe an Gott diese Chance wahrzunehmen und der Welt zu entsagen, und entweder in den Himalaya zu entfliehen oder in den zu Wald gehen und *Tapasya* oder Meditation zu üben. Das ist Zeitarmut auf eine spirituelle und religiöse Art und Weise.

Wenn wir einen kulturellen Weltatlas oder einen geschichtlichen Atlas von Geduld machen wollen, dann würde ich die Untrennbarkeit der Geduldsfrage von der Zeitfrage in den Mittelpunkt stellen. Und wenn wir die Zeitprobleme verstehen möchten, brauchen wir andere global übergreifende Analyseeinheiten. Zwei davon wären Zeit und Arbeit, nicht aber die traditionellen Analyseeinheiten, wie Länder und Identitäten. Ich kann mir vorstellen dass, eine Art Weltatlas des „*changing-time-use-pattern*“ erstellt werden kann, indem man die globalen Trends der schlagartigen Reduktion von disponibler Zeit und die rapide Ausdehnung von Erwerbszeit, privat und kollektiv, darstellen kann.

Sind die Entwicklungen in Indien ein Beispiel dafür?

Ja, das ist das eigentlich Spannende, dass wir auf Hindi-Urdu, meiner Muttersprache, das gleiche Wort für gestern und morgen haben (*kal*) oder vorgestern und übermorgen (*parson*). Hauptsache, weg von heute egal in welcher Richtung. Es gibt viele Stammesvölker, die kein Wort für die Zukunft haben, nicht mal für Zeit. Sie können nicht mal weit zählen. Dass das keine Rolle für sie spielt, ist nicht, weil sie weniger intelligent wären. Sie haben viel mehr Wörter für Verwandtschaftsbeziehungen als für Zahlen. Das Gestern und das Morgen wurde erst mit dem Beginn der Zivilisation bewusst, als das, was Jetzt ist, unerträglich, und das was nicht Jetzt ist, das Heute oder Hier relevanter geworden war. Die Auffassung, dass wir Zeit nicht vergeuden sollten, haben wir gelernt, sie ist uns anerzogen worden. Es ist keine anthropologische Konstante. Das Zeitgefühl, dass wir keine Minute vergeuden dürfen, die Unruhe, diese Dauerunruhe, entwickelte sich erst mit der Zivilisation, so ungefähr vor 5000–7000 Jahren.

Diese Unruhe ist dann auch mit Ungeduld verbunden?

Ja, genau. Unruhe und Ungeduld kommen aus dem Gefühl, dass das Jetzt das einzige Zeitfenster ist und die Zeit in eine Richtung fließt und nie wieder zurückkommt.

Die Qualität des Lebens auf der Erde hängt für mich davon ab, wie gut die Qualität der Beziehungen der Menschen untereinander ist. Zeitwohlstand ist nicht ausreichend, aber eine notwendige Voraussetzung für tiefe, intensive und langfristige Beziehungen. Während Zeitarmut Vereinzelung, Gleichgültigkeit und Egoismus unter den Menschen befördert. Wenn ich keine Zeit habe und meine Freunde und Verwandte keine Zeit für mich haben, wird diese Zeit zu meinem Feind. Zeitwohlstand, und in diesem Zusammenhang auch Geduld,

kann nicht allein und privat, sondern nur für Gemeinschaften oder Gesellschaften existieren. Es kann keine Privatlösung für ein gemeinschaftliches Problem geben.

Dabei kann man aus der Weltgeschichte lernen, denn es gibt andere Lebensweisen, in denen Arbeit und Karriere nicht im Mittelpunkt stehen. Dazu erschien 1996 eine erste Veröffentlichung der Freunde von Faridabad Majdoor Samachar (FMS): *„The Ballad against Work“*.

Divyaraj Amiya ist Dozent für Moderne Südasienskunde und Hindi in der Abteilung für Indologie und Vergleichende Religionswissenschaft (Asien-Orient-Institut) an der Universität Tübingen. Er leitet zudem das Project Cluster Saath-Saath.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Über den „Gleichmuth des Indianers“

„Der lästige, alles erzwingende, durch hundertlei Combinationen bestimmte Wille des Europäers ist der ruhigen, alles vom Zufall erwartenden, Gleichmuth des Tropenbewohners sch[n]urstracks entgegengesetzt. Der Contrast zwischen der Hastigkeit, dem Mühlradwesen der Europäer und der Gleichmuth des Indianers war mir am auffälligsten in Llano de Barcellona bei Caris. Wir hatten nach einer langen Tagesreise, von Sonne und Staub gequält, den Weg verloren. Der Indianer, der als Wegweiser diente, kündigte uns dies selbst an. Er setzte hinzu, wir würden ein 6 Meilen vergeblich gemacht haben und müßten unter freiem Himmel übernachten. Ich ward sehr ungeduldig, that dem Indianer (ein Caribe, der gut spanisch sprach) tausend Fragen über den verlorenen Weg, er antwortete kein Wort, sah starr auf einen Baum hin, und als ich angewüthet, zeigte er mir (eben als sei gar nichts vorgefallen) eine fette Iguana, die von Zweig zu Zweig hüpfte. Was liegt dem Indianer daran, ob er hier in der Savanne oder 40 Meilen davon, heute oder in 3 Monaten in seine Hütte schlafe. Er lebt außer Zeit und Raum, und wir Europäer scheinen ihm unerträglich, unruhige, von Dämonen geplagte Wesen.“

In: Alexander von Humboldt: Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolution. Eine Anthologie von Impressionen und Urteilen aus seinen Reisetagebüchern zusammengestellt u. erläutert durch Margot Faak. Berlin. 1982. S. 175f.

PETER HEINTEL

Krankheit zwingt in einen anderen Zustand

Von den alten Ägyptern wird berichtet, dass sie die Regel hatten, bei auftretender Krankheit zunächst einmal drei Tage zu warten. Erst zum Arzt zu gehen, wenn sich am vierten Tage keine Besserung einstellte. Man ließ sich also drei Tage Zeit, in denen man ohne Aufsicht und Kontrolle krank sein durfte.

Auch heute noch muss man in manchen Gegenden Europas dem Arbeitgeber erst nach dem dritten Tage eine ärztliche Krankheitsbestätigung bringen. Unsere zeitökonomische Arbeitswelt kann aus ihren Gesetzen heraus diese Drei-Tages-Pause eigentlich nicht dulden; zwar gab es auch Missbrauch, doch noch mehr Missbrauchsverdacht. Jetzt „leistet“ man sich immer weniger Krankheit, die Angst vor Arbeitslosigkeit ist zu groß. Der Statistik nach sind die Menschen plötzlich gesunder geworden. Die Medizin wird aber teurer und berichtet von anderen Entwicklungen (Man wird eben mehr im Urlaub krank oder oft muss der Ruhestand früher angetreten werden).

Für Krankheit, Leid und Leiden braucht man Zeit und oft Geduld; man braucht auch eine „andere“ Zeit als die alltägliche. Gewöhnungszeit an den körperlichen und seelischen Zustandswechsel, Zeit für dessen Annahme, für ein realistisches Zulassen, aber auch Zeit für eine Beschäftigung und Aus-einander-setzung mit ihm (womöglich in Begleitung von anderen lieben Menschen, die ebenso wenig aus der Alltagszeit entlassen werden). Da Tätigsein auf der guten Seite der Wertskala aufgeschrieben ist, ist Leiden auf der negativen zu finden. Es „stößt uns etwas zu“, es widerfährt uns etwas, wir können nichts dagegen tun. Leiden wird mit bloßem Hinnehmen, mit Passivität assoziiert. Man glaubt fast grundsätzlich, selbst nichts machen zu können und dieses Selbst-nichts-machen-Können wird fast als Selbstaufgabe verstanden. Leiden ist der Gegensatz von Tun. Und die Geduld teilt mit ihm ihr Schicksal. Wir werden als Kranke zwar oft aufgefordert, geduldig zu sein, die Geduld läuft aber in die Leere. Sie wird zu einer sich selbst überlassenen Passivität, bekommt auch wenig Unterstützung aus der rundherum aktiven Umgebung.

Schwer ist es offenbar, gegen seine alltägliche Aktivität aktiv zu werden. Doch gerade dies verlangen Krankheit und Leid. Man muss sich umordnen, Gewohntes verlassen, nachlassen, „nichts“ tun. Zu diesem „Aus- und Umstieg“ können wir gezwungen werden – es geht eben nicht anders –, aber es ist auch dieser Zwang, der uns allzu schnell passiv werden lässt.

Tätigkeit, Arbeit ist Selbstverwirklichung, in ihr spüre ich mich und meinen Wert. In ihr erlebe ich meine konkrete Freiheit, was ich leiste und bin. Je selbstbestimmter die Arbeit, um so eindringlicher dieses Gefühl. Zwang, Abhängigkeit und Fremdbestimmung mindern dieses radikal. In ihnen wird man passiv. Krankheit zwingt in einen anderen Zustand, sie ist nicht gewollt. Sie scheint weniger Spielraum zuzulassen, als der Zwang am Arbeitsplatz, in der Organisation.

Hinzu kommt aber, dass wir uns dennoch nicht so richtig hineinfallen lassen dürfen, wir sollen möglichst rasch wieder gesund werden. Denn Krankheit kostet doppelt Geld, durch die Zeit, die sie unproduktiv für sich braucht, und die Behandlung, die ihr zugeführt wird. Wie können wir aber gesund werden, wenn wir uns gar nicht selbst auf unsere Krankheit einlassen können, wenn wir sie nur passiv über uns ergehen lassen? Ganz offensichtlich nur mit sofort einsetzender fremder Hilfe. Der eine Zwang wird mit dem anderen auszutreiben versucht. Die schicksalhafte Fremdbestimmung wird kompensiert durch jene der „Experten“. Sie sind die neue Aktivitätsbrücke zu meinem Selbst, sind verpflichtet, mich rasch wieder gesund zu machen. Zwar sprechen sie von der Notwendigkeit der Selbstheilungskräfte, aber wo findet sich Kraft in einem Zustand geförderter Passivität? Die Kraft, um die es hier geht, ist nicht die sonstiger Aktivität, sie ist nicht aufgabenbezogen und zielgerichtet. Selbstheilung besteht vielmehr in einem besonderen und neuen Sich-selbst-Erfassen, einem Zur-Geltung-Bringen, einem Seiner-selbst-Gewahrwerden. Diese Kraft funktioniert nicht auf Knopfdruck. Sie ist die Kraft der Gewöhnung, der Übergänge, manchmal auch die einer Neubestimmung. Kranksein heißt oft Anders-werden-Müssen. Passives Leiden hilft meist nur dem Krank-Bleiben, der Wiederherstellung des alten Zustandes.

Dieser Artikel ist ein Nachdruck eines Abschnitts aus dem Buch „Innehalten. Gegen die Beschleunigung, für eine andere Zeitkultur.“ Herder Verlag. 2007. Wir danken dem Autor für die Nachdruckerlaubnis.

Peter Heintel lehrte an der Universität Klagenfurt. Er hat 1990 den VEREIN ZUR VERZÖGERUNG DER ZEIT gegründet.

www.zeitverein.com

ALBERT MAYR

PAZIENZA!

„Solche Heilungsprozesse sind mühsam und eine Geduldprobe“ schrieb ein Bekannter, dem ich von meinem Muskelriss + Bluterguss + ... im Bein berichtet hatte. Wie wahr! Abgesehen von den Schmerzen dauert alles, was auch nur beschränkte körperliche Fortbewegung erfordert, mindestens dreimal so lange, als man es gewohnt war. Man kann sich zwar einreden, das schleppend langsame Gehumpel zum Zeitungskiosk oder zur espressobar nebenan erhöhe das Kontemplationspotenzial, aber so sehr hilft das auch nicht. Dann: Reisen, Treffen, auf die man sich gefreut hatte, absagen müssen, und auch das moderate Rentnerwandern geht nicht mehr.

Italiener kommentieren sowas oft mit „Pazienza!“. Pazienza heißt zwar auch Geduld, geht aber, mehr als im Deutschen, über den zeitlichen Aspekt hinaus. „Pazienza“ (von patire: erleiden, erdulden) gilt es also zu haben, wenn man sich nicht in sterilem Aufbegehren erschöpfen will, und ist die Reaktion auf Missgeschicke, auf Unvorhergesehenes, reales oder imaginäres Unrecht, das sich eben nicht abwenden oder ändern lässt, das erduldet werden muß.

Auch im christlichen Katalog der Tugenden beinhaltet Geduld, Unbill ohne wildes Lamentieren zu ertragen. Es ist bemerkenswert, dass die Geduld das einzige, christlicherseits (aber auch von anderen Religionen) empfohlene,

zeitbezogene Verhalten zu sein scheint, das den Rang einer Tugend hat.

Dagegen hat es die, für die protestantische Ethik charakteristische, säkulare „Tugend“ des sparsamen und produktivitätsorientierten Umgangs mit der Zeit nicht in die religiösen Tugend-Charts geschafft. Also können wir ruhig etwas Misstrauen hegen gegenüber dem Motto „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“, mit dem Enno Neumann die Zeitstruktur der protestantischen Ethik kennzeichnet¹.

Doch inzwischen hat Geduld, wegen des allgemeinen Beschleunigungs-Wahns, ein ausgesprochen uncooles Image. Geduld ist etwas für Leute, die weder Geld noch Macht haben, die auf die öffentlichen Verkehrsmittel warten, in den Ämtern Schlange stehen, und bei Terminen dem Zeitpunkt entgegen fiebern müssen, in dem der/die Mächtige endlich geruht, sie zu empfangen. Wer Geld hat, nimmt Taxis, wer Macht hat, lässt die Andern warten.

Doch wie meinte Baruch de Spinoza im XVII. Jahrhundert: „Geduld ist die Tugend der Glücklichen“. Vielleicht hatte er nicht so ganz Unrecht.

¹ Enno Neumann, Das Zeitmuster der protestantischen Ethik. In Rainer Zoll (Hg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt/M 1988, 160-171.

MATTHIAS SUTTER

Warum Geduld sich auszahlt

Das Marshmallow-Experiment

Ob der Mensch sich selbst und seine Impulse unter Kontrolle hat, kann für den Erfolg im Beruf von großer Bedeutung sein. Ist es besser, heute zu verzichten, um morgen mehr zu bekommen? Walter Mischel, Professor für Psychologie in Harvard, Stanford und an der Columbia-Universität in New York, interessierte sich in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren für die Frage, ob Kinder im Vorschulalter und frühen Schulalter fähig sind, auf Belohnungen zu warten. Dazu führte er eine große Serie von experimentellen Studien durch, die heute als „Marshmallow-Experimente“ berühmt sind.

In einem typischen Marshmallow-Experiment wurden Kinder im Alter von vier bis sechs Jahren mit folgender Entscheidungssituation konfrontiert: Vor dem Kind lag auf einem

Tisch ein Marshmallow. Der Versuchsleiter teilte dem Kind mit, dass er für eine andere Aufgabe den Raum verlassen müsse. Sollte das Kind das Marshmallow essen wollen, dann solle es mit einer Klingel nach dem Versuchsleiter klingeln. Der Versuchsleiter käme dann sofort zurück, und das Kind könnte das Marshmallow essen. Sollte der Versuchsleiter aber zurückkommen, bevor das Kind klingelt, dann würde das Kind vom Versuchsleiter noch ein zweites Marshmallow bekommen.

Geduld ist Selbstkontrolle und Willenskraft

Walter Mischel wollte mit dieser Versuchsanordnung prüfen, in welchem Alter Kinder lernen, die Zukunft in ihre Handlungen einzukalkulieren und auf eine erstrebenswerte Beloh-

nung in der Zukunft zu warten. Letztlich ist das die Frage, wann Kinder Strategien für ein in die Zukunft gerichtetes Handeln entwickeln können, was eine Grundvoraussetzung für Geduld ist. Ein solches Handeln setzt Selbstkontrolle und Willenskraft voraus. Weil Selbstkontrolle und Willenskraft aber an sich schwer zu messen sind, suchte Mischel nach einer Aufgabe, in der ein Näherungsmaß dafür gefunden werden konnte. Das Marshmallow-Experiment ermöglichte ein solches Maß, nämlich den Zeitraum, den ein Kind warten konnte, bevor es die Klingel betätigte, um das erste Marshmallow zu essen.



Die unterschiedlichen Wartezeiten wurden von Mischel als Maß für Geduld und Selbstkontrolle interpretiert. Nachfolgeuntersuchungen mit denselben Kindern mehrere Jahre und teilweise Jahrzehnte später brachten dann einen Zusammenhang zwischen dem Verhalten eines Kindes und seiner Entwicklung im Jugend- und Erwachsenenalter ans Licht. In den Studien von Walter Mischel und in anderen Längsschnittstudien zeigte sich, dass das Ausmaß an Geduld und Selbstkontrolle in der Kindheit eine bemerkenswerte Vorhersagekraft für den weiteren Lebensweg hat. Demnach treffen auf Kinder, die im Alter von vier oder fünf Jahren geduldig auf eine zweite Belohnung (wie ein zweites Marshmallow) warten können, anstatt nur eine Belohnung sofort zu nehmen, im Erwachsenenalter im Durchschnitt folgende Aussagen zu:

- Sie sind besser ausgebildet aufgrund besserer Noten in der Schule und einem längeren Durchhaltevermögen in langjährigen Ausbildungsprogrammen.
- Sie haben bessere Berufschancen und damit ein höheres Einkommen, was sie seltener in finanzielle Schwierigkeiten bringt.
- Sie bekommen seltener ungewollt Kinder und sind im Erwachsenenalter weniger häufig Alleinerzieher.
- Sie kommen mit geringerer Wahrscheinlichkeit mit dem Gesetz in Konflikt.
- Sie leiden seltener unter Suchtverhalten, wie Spielsucht, Alkoholismus oder Drogenabhängigkeit.
- Sie haben allgemein einen besseren Gesundheitszustand.

Natürlich treffen diese Aussagen nicht notwendigerweise in jedem einzelnen Fall zu, sondern es handelt sich hier um Aussagen, ob eine bestimmte Eigenschaft oder ein bestimmtes Verhalten im Erwachsenenalter mehr oder weniger wahrscheinlich anzutreffen ist, wenn ein Mensch als Kind

geduldig warten konnte. Selbstverständlich sind neben der Geduld noch andere Faktoren, wie die Intelligenz oder der familiäre Hintergrund, für den Lebensweg eines Menschen und eine gute Entwicklung sehr bedeutsam. Jedoch spielt Geduld eine erstaunlich große Rolle, und sie kann Intelligenz oder ungünstige familiäre Rahmenbedingungen teilweise ersetzen. Ausdauer führt also häufig zum Ziel. Oder wie ein persisches Sprichwort sagt: „Geduld ist ein Baum mit bitteren Wurzeln, der süße Früchte trägt.“

Warten zu können und ausdauernd ein größeres Ziel (etwa eine größere Belohnung) in der Zukunft anzustreben, bedeutet zuallererst (bitteren) Verzicht auf die schnelle Befriedigung mit einer kleineren Belohnung. Nur daraus kann der langfristige (süße) Erfolg erwachsen.

In einem Experiment in Tiroler Schulen maßen wir Geduld, indem die Jugendlichen zwischen zehn und 18 Jahren etwa zwischen einem Betrag von zehn Euro heute und elf Euro in drei Wochen wählen konnten. Jugendliche, die auf den größeren Betrag warteten, waren weniger häufig Raucher, sparten mehr Geld von ihrem verfügbaren Taschengeld, hatten bessere Schulnoten und waren eher gewillt, nach der Matura (=Abitur) eine Hochschulausbildung zu beginnen. Der letztere Zusammenhang führt uns direkt in den akademischen Bereich.

Ausdauer in der Forschung

Geduld ist auch für Karrieren im akademischen Bereich wichtig. Walter Mischel selbst liefert ein gutes Beispiel dafür. Wenn er nicht die Geduld und Ausdauer gehabt hätte, seine ursprünglichen Probanden – die vierjährigen Kinder – über mehrere Jahre und Jahrzehnte zu begleiten und ihre Entwicklung in schulischer, gesundheitlicher und später beruflicher Hinsicht zu verfolgen, dann wären uns die oben beschriebenen Zusammenhänge möglicherweise bis heute nicht bekannt.

Matthias Sutter(2014): Die Entdeckung der Geduld - Ausdauer schlägt Talent. (s. Rezension in diesem ZpM, S. 30)

Auszug aus dem Artikel des Autors „Die Entdeckung der Geduld – Warum Ausdauer in der Forschung wichtig ist“ in: Aus Forschung & Lehre. Mai 2014. Wir danken dem Autor für die Erlaubnis zum Nachdruck.

Matthias Sutter lehrt Experimentelle Wirtschaftsforschung. European University Institute Florenz, Universität Köln und Universität Innsbruck.

Kunst und Geduld

Der Kunstkritiker Walter Grasskamp hat vor fünfzehn Jahren beobachtet, dass Museumsbesucher in den Shops „überdurchschnittlich lange verweilen und sich mit den dort käuflichen Dingen intensiver befassen als mit jenen der Sammlung“. Während sie sich durch die Sammlung mit der „hektischen Aufmerksamkeit“ bewegen, „mit der sie sich sonst durch die Fernsehkanäle zappen“, sind sie, so seine Interpretation, „angesichts der versammelten Waren“ gewillt und in der Lage, „ihre Konzentration zumindest für die Dauer einer Kaufentscheidung zu halten“. (Grasskamp 2000: 151) Interessant ist an dieser Interpretation, dass sie drei „Welten“ in Beziehung setzt: die der Kunst, die des Konsums und die der Medien. Wie nicht anders zu erwarten, sieht Grasskamp die erste in Abhängigkeit von den beiden anderen. Erwähnenswert ist im Hinblick auf die folgenden Überlegungen, dass er von (hektischer) Aufmerksamkeit, Konzentration, Intensität und Verweilen spricht, nicht etwa von Geduld oder deren Gegenteil. Das ist nicht untypisch. In den Diskursen über den gegenwärtigen Wandel kultureller Präferenzen und Praktiken ist von Geduld und Ungeduld so gut wie nie die Rede. Auch Verweilen ist ein höchst selten verwendeter Begriff.

Für das, was Grasskamp aufzeigt, findet man im Kunstbetrieb viele Bestätigungen und Weiterentwicklungen. Dazu gehörte in der Museumssphäre der Einsatz eines „MoMamobils“ (zur Berliner MoMA 2007), mit dem man den auf Einlass Wartenden den Ausstellungskatalog, Souvenirs, Regenschutz und Flip-Flops („Momaletten“) präsentierte. Dieser fahrende Einkaufswagen ist deswegen bemerkenswert, weil er auch die letzte verbliebene Geduldszumutung beim Museumsbesuch, die Warteschlange bei Sonderausstellungen, erübrigt. Man muss allerdings hinzufügen, dass im Zeitalter des Smartphones das Warten sowieso ausgedient hat, Langeweile oder Nichtstun obsolet geworden sind. Unter solchen Bedingungen fungiert das MoMamobil nur noch als mobiler Verkaufsort.

Museen, deshalb dieser Einstieg, sind die weltweit meistbesuchte Kunstinstitution, eine, die ihre Besucherzahlen in den letzten Jahren erheblich steigern konnte und weiterhin im Aufwind ist, auch bei den Jüngeren. Eine Erklärung für diese Popularität liegt darin, – was bei Grasskamp ja impliziert ist –, dass sich die Museumspolitik besonders gut an die zeitgenössische Aisthesis, die sinnliche Wahrnehmung in ihrer ganzen Breite, angepasst hat.

In anderen Bereichen, bei Musikfestivals zum Beispiel, schreitet die „Vermarktung des Hochkulturschemas“ ebenfalls zügig voran. Kunst wird in Erlebnispaketen serviert. Das regionale Musikfest verspricht etwa „drei Übernachtungen,

zwei Candlelight-Dinners mit schleswig-holsteinischem Essen und zwei hervorragende Konzerte“, die „Leserreise“ nach Dresden kombiniert „Semperoper und Striezelmarkt“.

Die Verallgemeinerung von Orientierungen und Rezeptionsformen, wie sie hier referiert wurden, ist verführerisch, aber nicht unproblematisch. Die heutige Kulturszene ist vor allem komplexer und komplizierter als jede vergangene. Für die Beurteilung neuer, emergenter (wie man heute sagt) Phänomene fehlen häufig das Gespür und die Maßstäbe. Man läuft leicht Gefahr, die Vergangenheit zu verklären oder Verfallsideologien aufzusitzen. Adorno schrieb in seiner „Einleitung in die Musiksoziologie“, es sei nicht einmal sicher, „ob außerhalb der Künstlerschaft überhaupt je adäquat rezipiert wurde, oder ob solche Rezeption ein Wunschbild ist, konzipiert erst als Negation des gegenwärtigen Zeitalters“ (Adorno 1973: 266). Ein Blick in die Geschichte der Musikrezeption zeigt beispielsweise, dass geduldiges Zuhören auch in der Vergangenheit eher die Ausnahme war. Der französische Politiker Charles de Brosses, um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein häufiger Opernbesucher, bemängelte die „Leere der langen Rezitative“ und empfahl, bei Langeweile während der Opernvorstellung eine Partie Schach zu spielen. Bilder aus dieser Zeit zeigen plaudernde und umherwandernde Opernbesucher. Erst mit dem Einzug der Instrumentalmusik in die Konzertsäle begannen die Besucher still zu sitzen, hinzuhören, nicht zu rauchen, nicht zu plaudern, nicht zwischendurch den Saal zu verlassen, keine Handarbeiten zu verrichten und während der Vorstellungen nicht zu trinken. Erst zu dieser Zeit begannen De-Mobilisierung und De-Aktivierung der Konzertbesucher, kam es zur strikten Trennung von Spielern und Zuhörern, von Musikern und Publika. Erst jetzt wurden die (theoretische) Reflexion über Musik und das gehobene Konzertwesen wichtig: Allein gelassen mit Symphonien und Streichquartetten, wird deren Genuss gesteigert, wenn man sich auskennt – wird auf diese Weise Geduld prämiert.

Auch im Zusammenhang mit Lesen, Schreiben und Erzählen sind Differenzierungen erforderlich. Im E-Mail- und Internetzeitalter wird vermutlich nicht weniger Text als früher gelesen, und auch nicht weniger geschrieben. Die Textinformationen, die wir aufnehmen, sind im Übrigen breiter gestreut. Aber das Querlesen, Überfliegen und Verschlingen von Büchern ist kein Effekt des Medienzeitalters. Vieles deutet allerdings darauf hin, dass die Lektüre umfangreicher Bücher, bei der man der Argumentation oder der Erzählung konzentriert folgt, zunehmend an Bedeutung verliert. Auf dem Rückzug ist das „deep reading“. Diese Entwicklung bedeutet nicht das

Ende von Aufmerksamkeit und Konzentration. Aus der Computerspielforschung verlautet, dass die Spielenden sehr wohl zu dauerhafter Konzentration fähig sind. Auch die kognitiven Fähigkeiten scheinen nicht grundsätzlich bedroht zu sein. Bestimmte Angebote der Popularkultur sollen sich sogar positiv auf die Intelligenzentwicklung auswirken. Was auf der Strecke bleibt, sind anspruchsvolle Inhalte. (Johnson 2005) Der Umbruch von der Buchkultur zur Netzkultur, so deutet Peter Sloterdijk die Entwicklung, führt zu einer „Auswilderung der Intelligenz“. Er konstatiert drastisch „hohe Trainingseffekte im Umgang mit Datenmüll“ (Sloterdijk 2011).

Den Umgang mit Geschriebenem bestimmen nicht nur immer kürzere Texte. Diese Texte erfordern – das dürfte generell und im Hinblick auf Geduldsfragen – die wichtigste Veränderung sein, immer häufiger eine aktive Beteiligung der Leser. Der Geduldsfaden der Zeitgenossen, vor allem der Jüngeren, reißt schnell, wenn ihnen bloße Rezeption und die damit verbundenen Kontrollverluste zugemutet werden. Wichtig ist diese Veränderung vor allem deswegen, weil sie dazu zwingt, traditionelle Unterscheidungen wie die von Produzenten und Rezipienten zu hinterfragen. Die Flexibilisierung des Umgangs mit dieser Unterscheidung ist in den aktuellen kultur- und medienwissenschaftlichen Diskursen an der Hochkonjunktur von Begriffen wie Aktivität, Interaktivität und Partizipation besonders gut ablesbar. Fragen der Aufmerksamkeit, der Konzentration, der Ausdauer und des langen Atems – das legen die einschlägigen Studien nahe – müssen neu verhandelt werden, wenn sich die mediale Ordnung auflöst, auf die sich die binären Oppositionen von Produzenten und Rezipienten, von Sendern und Empfängern bezogen.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass Interaktivität inzwischen zum Fetisch der Kunstvermittler geworden ist. In der Novemberausgabe der Zeitschrift „Opernwelt“ ist im Editorial von jüngsten Opernaufführungen als „interaktiven Spektakeln“ die Rede. Im Videotext von „Servus-TV“ wurden zur Neuinszenierung von Mozarts „Figaro“ für die Salzburger Festspiele parallel zur TV-Live-Übertragung der Oper (am 9.8.2015) zu jeder Szene Erläuterungen, Zusatzmaterial und „Hintergrundinformationen“ angeboten. Der Regisseur sagte im Interview, er sei zwar grundsätzlich dafür, dass die Zuschauer/Zuhörer sich konzentriert auf das Werk einlassen, fügte aber dann hinzu, der „Figaro“ sei so kompliziert, dass Zusatzinformationen dem Verständnis der Oper nur dienlich sein könnten...

Angebote, mit denen – wie in diesem Beispiel - zur (kontinuierlichen) Teilung der Aufmerksamkeit aufgefordert wird, sind keine Erfindung des digitalen Zeitalters. Versuche der Kunstvermittler, die Rezeption von Kunstwerken durch Kommentare, durch punktuelle Erklärungen und Belehrungen, durch Schnell-Nachhilfe, durch pure Information also, zu

steuern, sind auch in analoger Form – bei Ausstellungs- und Museumsführungen oder vor Konzerten, längst zur Norm geworden.

Eine weniger an traditionellen Objekten und Maßstäben orientierte Perspektive auf Aktivität, Interaktivität und Partizipation tut sich auf, wenn man ein Phänomen ernst nimmt, das in Diskussionen über kunstkulturelle Praktiken keine Rolle spielt: die „Game-Kultur“. Sie wird in Studien über die zeitgenössische Medienwelt als maßgebliche Kultur und als Standardkultur gehandelt. Die jungen Erwachsenen von heute, so die Argumentation, sind in interaktiven Umgebungen, mit elektronischen Spielen und einer Vielzahl ludisch-narrativer Angebote aus dem Repertoire der globalen Kulturindustrien aufgewachsen. Bevor sie an raffinierteren Materialien ein literarisches, musikalisches oder theatralisches Selbst entwickeln können, machen sie vielfältige Bekanntschaften mit der populären Spielkultur. Zentral für deren Etablierung sind die Digitalisierung und die dazu parallel verlaufenden Konvergenzen von immer mehr Medien (Bücher, Comics, Zeitungen, CDs, Computerspiele, Internet, Fernsehen, Kino, mobile Apps). In der Spielkultur verändert sich das Erzählen. Es wird mediatisiert. Verabschiedet wird das Buch als exklusives Medium für den Transport und den Umgang mit Geschichten. Die Veränderungen werden von Narratologen und Ludologen unterschiedlich gedeutet. Übereinstimmung herrscht darin, dass die geschlossene Erzählung auf dem Rückzug ist. Die neuen Erzählungen sind offen für cross- und transmediale Weiterbearbeitungen – sowohl durch das Publikum als auch durch die Industrien –, deren Ende nicht absehbar und nicht immer wichtig ist. Die „Geschichtenerzähler“ in den Medien werden zunehmend dazu angehalten, sich bei ihrer Arbeit auf (Mit)Spieler einzustellen.

Wie grundsätzlich bei Veränderungen der Medienwelt, ist auch hier davon auszugehen, dass traditionelle Formen des Umgangs mit Erzählungen nicht einfach verschwinden. Aber die angesprochene Flexibilisierung der Unterscheidung zwischen Produzenten und Rezipienten wird hier besonders deutlich – weil es auf der Objektseite keine fixen Entitäten mehr gibt und auf der Subjektseite ständige Wechsel zwischen unterschiedlichen Produzenten- und Rezipientenpraktiken zur Normalität werden. Unter solchen Bedingungen wird unklar, worauf sich die Frage nach Geduld und Geduldsfäden überhaupt beziehen könnte. Auch hier ist jedoch nicht alles neu. Der französische Literaturwissenschaftler und Psychoanalytiker Pierre Bayard hat in einem polemischen Essay gezeigt, dass der Umgang mit Literatur im aufmerksamen Lesen von Büchern keineswegs seinen Hauptinhalt hat, dass vielmehr die unterschiedlichen Kontexte und Situationen, die rezeptiven und produktiven Praktiken, die Varianten von Lesen und Nichtlesen, den kompetenten Umgang mit Literatur ausmachen. (Bayard 2007)

Die Mobilisierung und Aktivierung der Sinnlichkeit, in denen man die Kennzeichen der zeitgenössischen Aisthesis erkennen kann, so die bisherige Argumentation, sind feste Bestandteile der Praktiken, die Kunstinstitutionen in ihren Vermittlungsinitiativen und Programmen favorisieren. Ziel ist die Popularisierung der Kunstkultur durch Erlebnisorientierung, weniger die Unterstützung bei der Entwicklung selbstständiger ästhetischer Urteile, die ja nur in lebensgeschichtlicher Perspektive, als lang dauernder Prozess, vorstellbar ist. Sie stellt sich nicht über bloße Informationen her. Der Zeitkunst Musik muss man sich aussetzen, auch indem man Zeit einsetzt. Welche Rolle in dem Zusammenhang Geduld spielt, ist schwer zu sagen.

Auf der Suche nach aktuellen Texten, die Geduld als Begriff und Eigenschaft ernst nehmen, stößt man auf eine Studie des österreichischen Ökonomen Matthias Sutter (2015) über „Die Entdeckung der Geduld – Ausdauer schlägt Talent“. Der Autor plädiert für „weniger heute“ und „mehr morgen“. Es spricht einiges dafür, dass diese Zweiteilung, die in der tra-

ditionellen Musikausbildung als strikte Trennung von Übung und Ausübung ihre Entsprechung hatte, im Zusammenhang mit Kunst differenzierend gehandhabt werden muss. Zum einen vernachlässigt sie den Wandel der Aisthesis, zum anderen die neuen Möglichkeiten, die die zeitgenössischen Medien für eine weniger asketische, selbstbestimmtere Musik(lern)kultur eröffnen.

Theodor W. Adorno (1973): *Einleitung in die Musiksoziologie*. Frankfurt: Suhrkamp.

Pierre Bayard (2007): *Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat*. München: Verlag Antje Kunstmann.

Walter Grasskamp (2000): *Konsumglück. Die Ware Erlösung*. München: Verlag C. H. Beck.

Steven Johnson (2005): *Everything bad is good for you*. London: Penguin Books.

Peter Sloterdijk (2011): *Du musst dein Leben ändern*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Matthias Sutter (2014): *Die Entdeckung der Geduld – Ausdauer schlägt Talent*. Salzburg: Ecwin.

Heinz Hengst lehrte Sozial- und Kulturwissenschaften an der Hochschule Bremen.

Literatur zum Thema



Matthias Sutter

Die Entdeckung der Geduld – Ausdauer schlägt Talent.

2014

Salzburg: Ecwin

Rezension: Der Autor gibt eine umfassende Darstellung vor allem des psychologischen Forschungsstandes zum Thema Geduld, geleitet vom Interesse des Ökonomen am Nutzen von Geduld für die Person. Er zieht die wichtigsten weltweit durchgeführten Experimental- bzw. Längsschnittstudien heran, arbeitet

die Bedeutung von Geduld für den Erfolg im Lebensweg eines Menschen heraus und bietet Ansatzpunkte für die Möglichkeit einer positiven Beeinflussung zukunftsbezogenen Handelns in Bezug auf gesundheitsrelevantes Verhalten, Ausbildungs- bzw. Studierverhalten und Sparverhalten. Das Buch ist verständlich geschrieben, mit vielen Beispielen und zum Teil mit Grafiken angereichert. Ökonomische Begriffe, die im Zusammenhang zu Geduld stehen, wie Zeit(in)konsistenz oder Diskontrate werden vom Autor verständlich anhand von Beispielen erläutert. Von den zahlreichen zitierten Untersuchungen werden mehrere sehr ausführlich beschrieben.

Geduld versteht der Autor „als Fähigkeit..., einem Impuls für unmittelbare Belohnung widerstehen zu können, um auf eine bessere Möglichkeit in der Zukunft zu warten beziehungsweise darauf hinzuarbeiten.“ (S. 41) Als ein „Abwägen

von Gegenwart gegen Zukunft“ und der Entscheidung zwischen „weniger heute“ und „mehr morgen“ spiele Geduld eine große Rolle in Schule, Beruf und im Hinblick auf Gesundheit, sei mit Selbstkontrolle und Durchhaltevermögen im Alltag verbunden und wirke sich auf die gesamte Persönlichkeitsentwicklung aus. Mit diesem Verständnis von Geduld wird der Blick auf die individuelle Ebene gerichtet: Wie unterscheiden sich geduldige und ungeduldige Menschen voneinander? Welche Konsequenzen hat das für den beruflichen Erfolg und die Gesundheit im Lebensweg eines Menschen?

Mehrere Kapitel behandeln anhand experimenteller Untersuchungen bei Kindergarten- und Grundschulkindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Entwicklung von Geduld in frühen Lebensjahren. Auf Bedingungen wie Verlässlichkeit, Bildung oder Einkommen

und den Einfluss der gesprochenen Sprache wird eingegangen, immer unter Einbeziehung zahlreicher, auch eigener Untersuchungen. Abschließend formuliert der Autor Zukunftsperspektiven im Hinblick auf Geduld als ökonomisch nützliche Eigenschaft der Person: „In Anbetracht der langfristigen positiven Auswirkungen von Geduld wäre für die Zukunft zu überlegen, mit welchen Interventionen in unserem Erziehungssystem Geduld und Ausdauer gefördert werden könnten. Eine solche Investition würde sich mit Sicherheit auszahlen.“ (S. 155)

Elke Großer

Bartling, B., Fehr, E. u. A.:

Determinanten kindlicher Geduld – Ergebnisse einer Experimentalstudie im Haushaltskontext.

2010

In: Schmollers Jahrbuch 130 (2010), S. 297 - 323. Duncker & Humblot. Berlin.

<http://www.econ.uzh.ch/dam/jcr:fffff-9758-127f-ffff-ffff09dfc90/Schmollers.pdf>

van den Bos, W., Rodriguez, C. A., Schweitzer, J. B., McClure, S. M.:

Adolescent impatience decreases with increased frontostriatal connectivity.

2015

In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America, 112,

E3765-E3774. doi:10.1073/pnas.1423095112.

Dellavigna, S., Paserman, M.D.:

Job Search and Impatience.

2004

In: Journal of Labour Economics, Vol. 23, S. 527-588.

<http://eml.berkeley.edu/~sdellavi/wp/draft-0507JOLE.pdf>

DeSteno, D., Ye Li, Dickens, L., Lerner, J.:

Gratitude and Temporal Discounting Gratitude: A Tool for Reducing Economic Impatience.

2014

In: Psychological Science, June 2014. Vol. 25. 6: S. 1262-1267.

<https://static.squarespace.com/static/52853b8ae4b0a6c35d3f8e9d/t/531f8140e4b03eb27337b156/1394573632883/gratitude-a-tool-for-reducing-economic-impatience.pdf>

House, J., DeVoe, S. E., Zhong, C. B.:

Too impatient to smell the roses: exposure to fast-food impedes happiness.

2013

In: NA - Advances in Consumer Research Volume 41, eds. Simona Botti and Aparna Labroo, Duluth, MN : Association for Consumer Research.

<http://www.acrwebsite.org/volumes/1015223/volumes/v41/NA-41>

Logue, Alexandra W.

Der Lohn des Wartens. Über die Psychologie der Geduld.

1996

Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum Akademischer Verlag.

Mischel, W.:

Der Marshmallow-Test: Willensstärke, Belohnungsaufschub und die Entwicklung der Persönlichkeit.

2015

München: Siedler Verlag.

Aus der DGfZP

Zum Jahresende:

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik!

Diesen Brief zum Jahresende 2015 schicke ich Ihnen in bewegter und in beunruhigender Weise besonders unübersichtlicher Zeit. Drei Krisen häufen sich auf und fordern einander zuweilen konterkarierende Lösungen. Die sog. „Flüchtlingskrise“ ist nach den grauenhaften Pariser Anschlägen von der Terrorismuskrise überlagert worden. Im selben Zeitraum nimmt die Umweltkrise ein Ausmaß an, dem kleinere Inselstaaten bereits zum Opfer gefallen sind und das weitere Opfer fordert – und wieder blicken alle auf Paris und den (hilflosen?) Versuch der Weltklimakonferenz, dieser Langfristkrise Herr zu werden.

Das Weltgefüge (besonders im Nahen und Mittleren Osten und in Afrika) hat sich derart destabilisiert, dass Millionen von Menschen ihre Heimat verlassen und ihr Wohl in besser gestellten Ländern der Welt suchen müssen. Die dadurch hervorgerufene Völkerwanderung droht nicht nur, die europäischen Aufnahmeländer zu überfordern – sie bringt auch eine in Europa überwunden geglaubte Desolidarisierung und Renationalisierung hervor und lässt überall – neben großer ziviler Hilfsbereitschaft – populistisch-nationalistische bis offen rassistische Bewegungen anwachsen. Der Terror, der Paris in diesem Jahr zum zweiten Male (nach den Anschlag auf Charlie Hebdo) getroffen hat, scheint Sicherheitspolitik innen- wie außenpolitisch alternativlos zu machen. Notstands- wie Militarisierungsprogramme überlagern alle anderen Politiken – und eine „Weltinnenpolitik“ hat sich als notwendig erwiesen, um im mittleren Osten, in der Türkei und in Afrika den Ursachen des Terrorismus, auch als einer Ursache der weltweiten Migrationsbewegungen, entgegenzutreten. Und den zu erwartenden weiteren Opfern der Klimakatastrophe wird mit Reden und Handlungen begegnet, die kaum mehr als ‚symbolische Politik‘ sind. *2015 war wirklich ein Jahr der Problemakkumulation statt der Problemlösungen.*

„Was hat das alles mit Zeitpolitik zu tun?“ werden Sie mich fragen. Sehr viel! Ich möchte das an zwei Punkten verdeutlichen: 1. der Gefahr der De-Thematisierung von Lebensqualität im öffentlichen Diskurs und 2. – umgekehrt – der Notwendigkeit von Politiken des sozialen Zusammenhalts gerade zur Bewältigung der drei genannten Krisen.

Zu 1. Wenn innere und äußere Sicherheit, also Verpolizeilichung und Militarisierung, den Diskurs über die öffentlichen Angelegenheiten, die Angelegenheiten des Gemeinwesens, dominieren oder gar monopolisieren, dann haben darin „normale“ staatliche und gesellschaftliche Gestaltungen, „Sozialstaatlichkeit“, keinen Raum mehr. Die Pläne Francois Hollandes zur Verfassungsänderung – wie schon diejenigen in den USA nach den Anschlägen vom 11. September 2001 – gehen durchweg auch zulasten einer demokratischen Öffentlichkeit, die sich um das Beste des Gemeinwesens sorgt. Da werden auch Bündnisse – man denke an Russland, an Syrien, an die Türkei oder auch Saudi-Arabien – revitalisiert, die nur noch Sicherheit (angeblich) verbürgen, nicht Freiheit und Demokratie. Lebensqualität im Alltag hat in diesem Diskurs keinen Raum mehr. Das ist der erste Punkt, aus dem folgt unmittelbar der zweite.

Zu 2. Gerade wenn wir den drei genannten Krisen wirksam begegnen wollen, brauchen wir eine Verstärkung von Politiken, die dem inneren wie dem kosmopolitischen Zusammenhalt, die gleichzeitig der sozialen alltäglichen Lebensqualität und Solidarität und der weltweiten zivilgesellschaftlichen Verständigung dienen. Wenn sich nicht weite Teile der Bevölkerungen in Europa selbst „gut aufgehoben“ fühlen, dann werden sie „Fremde“ nicht willkommen heißen und ihnen feindlich begegnen – also ist eine auf Verbesserung der Lebensqualität aller Schichten gerichtete sozialstaatliche und zivilgesellschaftliche Gestaltung ein Gebot der Zeit. Wenn in den westlichen Ländern soziale Integration nicht gelingt, dann werden terroristische Angreifer bei ihnen (das sollten wir aus Paris und Brüssel gelernt haben) Unterschlupf und Unterstützung finden – also sind Verminderung der sozialen Ungleichheiten und Erhöhung der Solidarität bei uns hier und heute erforderlich. Wenn die weltweiten Folgen der Erderwärmung nicht in kosmopolitischer Verantwortung gerade von denen, die diese Folgen mitverursacht haben, erörtert und bewältigt werden, dann treffen sie zwar zuerst die Peripherie, aber mittelfristig auch alle Anderen. An die Stelle „symbolischer“ Politik muss also eine solche der praktischen Solidarität treten. Und diese muss sowohl die inneren Beziehungen in den entwickelten Ländern als auch deren Verhal-

ten zu Länder der Dritten Welt betreffen. All dies sind aber explizite oder implizite Ziele auch von Zeitpolitik.

Zeitpolitik ist also heute notwendiger denn je. Das praktische Handeln und die Konzeptentwicklung für die Verbesserung des gelebten Alltags, für gelingende Vereinbarkeit und für Nachhaltigkeit in den Beziehungen zwischen Geschlechtern,

Ethnien, Generationen und Natur, für wechselseitige Einführung und Solidarität über Ländergrenzen und Kontinente hinweg ist mehr als der Schutz der Privilegien der Bessergestellten: Es ist eine Grundbedingung der Bewältigung der Krisen, inmitten derer wir uns finden.

Ulrich Mückenberger
Vorsitzender der DGfZP

MARTINA HEITKÖTTER

Rückblick auf die Jahrestagung 2015:

„Atmende Lebensläufe – zeitpolitische Gestaltungsoptionen“

Die diesjährige DGFZP-Jahrestagung, die in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut in München ausgerichtet wurde, widmete sich mit einem gut ausbalancierten Programm und hochkarätigen Beiträgen den gesellschaftspolitischen Herausforderungen für „atmende Lebensläufe“ und diskutierte aktuelle Ansätze und Modelle einer aktiven Lebenslaufpolitik.

Im Kern ging es um folgende Fragen: Wie sind die biographieprägenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu verändern, damit Männer und Frauen gleichermaßen über verschiedene Lebensphasen hinweg unterschiedliche Lebensziele im Beruflichen und Privaten verfolgen können? Wie könnte es funktionieren, dass die Unterbrechung oder Reduzierung der Erwerbsarbeit zu Gunsten von Care für andere, Bildungsphasen oder persönlichen Auszeiten nicht mehr die Ausnahme bilden, sondern als Regelfall gelten? Welche Ansatzpunkte und Modelle gibt es, um entlang der Erwerbsbiografie mehr institutionell gerahmte, individuelle Verfügungsmacht über Zeiten für verschiedene gesellschaftlich relevante oder persönliche Zwecke zu ermöglichen?

Den Ausgangspunkt der Tagung bildete zum einen eine kurze Darstellung der zentralen Momente im sozialen Wandel, die zur Krise der Sorgearbeit führen. Diese Krise ist allerdings nach wie vor nur ein Geschlechterthema. Karin Jurczyk stellte dar, warum ein „Großprojekt Neuorganisation von Lebensläufen“ unabweisbar notwendig ist. Zum Einstieg in diese Thematik gab Ulrich Mückenberger einen kurzen Überblick über bestehende Gestaltungsansätze lebenslauforientierter Zeitpolitik. Deutlich wurde, wie lange schon diese Debatten geführt werden, und auch die nach wie vor bestehende inhaltliche Relevanz des vor genau zehn Jahren veröffentlichten zeitpolitischen Manifests der DGfZP „Zeit ist Leben“. (www.zeitpolitik.de/zumdownload) .

Christel Eckart begründete die Notwendigkeit der Politisierung von Lebenszeit, um Zeit für fürsorgliche Praxis in Beziehungen zu ermöglichen. Diese lägen im allgemeinen gesellschaftlichen Interesse. Konkrete Erfahrungen mit fürsorglichen Beziehungen und Alltagspraxen müssten Bezugspunkt von Politik sein.

Der Beitrag von Jean-Yves Boulin öffnete den Horizont in Richtung Europa und skizzierte Modelle und Befunde aus Schweden, Dänemark, Belgien, den Niederlanden und Frankreich. Er zeigte, wie in diesen Ländern Übergänge zwischen Erwerbsarbeit und Nicht-Erwerbsarbeit ermöglicht werden, wie dies dort rechtlich reguliert und mit der Notwendigkeit, Einkommen zu sichern, verknüpft wird. Auch wenn es nirgendwo die eine gute Lösung gibt, so bietet doch die Vielfalt der Ansätze ein hohes Anregungspotenzial.

Zwei Beiträge nahmen die betriebliche Ebene in Deutschland in den Blick. Eva Kocher stellte einen ausgearbeiteten, in bestehende arbeitsrechtliche Ansprüche eingebetteten Vorschlag vor, wie Erwerbsbiographien verstärkt selbstbestimmt werden und gleichzeitig betriebliche Belange berücksichtigt werden können. Der Vorschlag basiert auf der Idee eines „Wahlarbeitszeitgesetzes“ des Deutschen Juristinnenbundes. Dieses zielt darauf, über die Benennung von Verfahren, Fristen und Beteiligungsrechten individuelle Arbeitszeitwünsche aufzuwerten und diesen mit Hilfe kollektivrechtlicher Regelungen auf betrieblicher Ebene im Zusammenspiel mit Arbeitgeberinteressen und Interessen Beschäftigter gerecht zu werden.

Christina Klenner ging vor dem Hintergrund der Befunde aus einem noch laufenden Forschungsprojekt (AZOLA – Arbeitszeitooptionen im Lebenslauf) der Frage nach, welche betrieblichen Faktoren die Nutzung vorhandener Arbeitszeitmodelle beeinflussen. Sie beschränkte sich dabei auf die Teilzeitmodelle und Elternzeitmodelle, die am meisten verbreitet sind. Ihr Beitrag machte deutlich, wie voraussetzungsfull gelingende Optionalität auf betrieblicher Ebene ist: Tätigkeiten müssen zukünftig stärker teilbar und vertretbar gestaltet werden, das Führungsverständnis von Vorgesetzten muss darauf gerichtet

werden, Arbeitsmenge und personelle Ressourcen besser auszubalancieren. Arbeitszeitznormen in den verschiedenen Branchen müssen sich wandeln. *Christina Schildmann* ergänzte diese Schilderungen um das breit diskutierte Konzept der „Familienarbeitszeit“ des Bundesfamilienministeriums und um das eher noch vage umrissene Konzept „Lebenschancencredit“. Die Unterschiedlichkeit der aktuellen Vorschläge machte deutlich, dass derzeit viele Akteure eine gleichartige Problemdiagnose zum Ausgangspunkt vielfältiger Modellentwicklungen machen und wie breit die Suchbewegung ist.

Mit dem Modell zu Carezeit-Budgets im Lebenslauf skizzierten *Karin Jurczyk* und *Ulrich Mückenberger*, gleichsam stellvertretend für die beiden die Tagung veranstaltenden Institutionen, einen eigenen weitreichenderen Modellvorschlag. Dieser zielt darauf ab, die zu beobachtenden Flexibilisierungstendenzen im Lebenslauf mit dem Instrument der Ziehungsrechte zu regulieren. Ziehungsrechte sollten für noch näher zu bestimmenden Zeitvolumina zu unterschiedlichen Zwecken sowie durch erweiterte Optionen für Unterbrechungen und Arbeitszeitreduzierungen geregelt werden. Dies ist die Idee eines Gesamtmodells, mit der die bisherige Dominanz der Erwerbsorientierung aufgelöst werden soll, indem über ein Sockelbudget anderen Lebenszielen und Zweitverwendungszwecken – wie der Fürsorge für andere und sich selbst, Bildungsphasen, zivilgesellschaftlichem Engagement

und Auszeiten zur persönlichen Weiterentwicklung – den Zeiten für Kindererziehung und Pflege aufgrund ihrer hohen gesellschaftlichen Relevanz gleichwertige Legitimität wie der Erwerbsarbeit zugewiesen wird.

Die Tagung zeichnete sich durch eine sehr dichte und engagierte Diskussion aus. Der hohe Grad an Fachlichkeit war gepaart mit gedanklicher Offenheit und gesellschaftspolitischem Commitment; die Tagungsteilnehmer/innen machten gemeinsam inspirierte Suchbewegungen nach Ansätzen und Modellen, wie neue Passungen von Erwerbs- und Sorgearbeit im Lebensverlauf aussehen und institutionell abgesichert werden könnten. Die lebhafteste Fish-Bowl-Diskussion zu der Frage „Wer will Zeit wofür?“ bereicherte die Debatte mit verschiedenartigen persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen, die der Idee der atmenden Lebensläufe sowohl Nachdruck als auch Bodenhaftung verliehen; die Nicht-Passung von Zeitbedürfnissen mit aktuellen Regulierungen von Lebensläufen wurde hier konkret. Der Round Table am Ende der Tagung mit Vertreter/innen der Bundespolitik sowie der wirtschaftsnahen Wissenschaft teilte die Einschätzung einer lebensphasenbezogenen Gestaltungsnotwendigkeit und ergänzte die Diskussion um die Perspektive der kleinen Schritte, die realpolitisch derzeit machbar sind.

Die Vorträge stehen auf der Webseite der DGfZP zum Download: www.zeitpolitik.de/veranstaltungen.

www.zeitpolitik.de – Die Webseite der DGfZP

Schauen Sie doch mal herein!

Sie finden dort unter anderem:

alle Ausgaben des Zeitpolitischen Magazins,

die Termine der nächsten Veranstaltungen,

Zeitpolitische Impulse,

Informationen über die bisherigen Jahrestagungen,

Texte zur Zeitpolitik zum Download...

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

Das Zeitpolitische Magazin möchte dazu beitragen, die persönliche Vernetzung und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der DGfZP zu stärken. An dieser Stelle bieten wir daher die Gelegenheit für Personen und Institutionen, die Mitglied in der DGfZP sind, sich in Form von Kurzportraits den Leserinnen und Lesern vorzustellen.



Markus Schulte

Geboren als rheinische Frohnatur 1969 in der Nähe von Köln als Sohn eines selbstständigen Einzelhandelskaufmanns, war meine Berufswahl auf den kaufmännischen Bereich gerichtet: Bank oder Versicherung. Während meiner Lehre als Versicherungskaufmann und einem Studium der Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Versicherungswesen spezialisierte ich mich auf das Thema betriebliche und private Altersversorgung. Meine Diplomarbeit verfasste ich über die „Versicherung von schweren Krankheiten“ (Dread-Disease), ein bis heute nahezu unbekanntes Nischenprodukt. Bei Eintritt von gefürchteten Krankheiten wie Krebs, Herzinfarkt oder einem Schlaganfall erhält der Betroffene eine vereinbarte Geldsumme zur freien Verfügung. Eine Möglichkeit wäre, beruflich kürzer zu treten und das Geld zum Ausgleich eines Einkommensverlustes zu nutzen. Doch reicht Geld alleine, um unbeschadet eine Lebenskrise zu meistern?

Antworten gibt die Resilienzforschung, denn Widerstandsfähigkeit in Krisen ist erlernbar. Als Resilienzfaktoren gelten Optimismus, Akzeptanz, Lösungsorientierung, Selbstregulation, Selbstverantwortung, Beziehungen, Zukunftsgestaltung und Improvisationsvermögen.

Die resiliente Persönlichkeit ist in der Lage, auch nach schweren Schicksalsschlägen und Lebenskrisen wie Krankheit, Tod oder Trennung besser als andere in ihr natürliches Gleichgewicht zurück zu finden – vergleichbar einem Stehaufmännchen. Dazu braucht es aber vor allem eines: Zeit zur Neuorientierung.

Als Business-Trainer für Resilienz ist es mir daher ein Anliegen, gesellschaftlich auf die Bedeutung von zeitlichen Freiräumen für die Erhaltung der Gesundheit und damit der Leistungsfähigkeit hinzuweisen. Mit „Zeit für Gesundheit“ sowie „Atmende Lebensläufe“ greift die DGfZP für mein Empfinden entscheidende Themen unserer heutigen schnelllebigen Zeit in ihren Jahrestagungen auf. Daher bin ich im letzten Jahr Mitglied geworden und freue mich auf den interdisziplinären Austausch.

Markus Schulte

schulte.berlin@arcor.de

Veranstaltungen und Projekte

KARLHEINZ A. GEISSLER

Wer Schluss macht, kann weiter sehen

Das Tutzingener Projekt „Ökologie der Zeit“

Projekte haben einen Beginn und Projekte haben ein Ende. Ein Sachverhalt, der selbst auf Initiativen, die sich mit Zeit beschäftigen, zutrifft. Nach 25 „Zeitakademien“ hat das 1991 gestartete Tutzingener Projekt „Ökologie der Zeit“ einen Schlussstrich gezogen. Was lag da näher, als die abschließende Veranstaltung dem Thema: „Loslassen – über die Kunst des Aufhörens“ zu widmen. Die mit mehr als 150 Anmeldungen überbuchte letzte dreitägige Zeitakademie fand Ende Juni 2015 statt und, wie die Mehrzahl der Tagungen davor auch, in den Räumen der Evangelischen Akademie in Tutzing/Oberbayern.

Am Ende ist Schluss

Nicht nur Anfängen, auch Abschlüssen wohnt ein Zauber inne. Es ist gut und es tut gut, etwas zu einem Ende, zu einem guten Abschluss zu bringen. Gut tut es, frei zu werden von Verpflichtungen, Verbindlichkeiten und Gewohnheiten eines

solch länger laufenden Projektes – und gut tut es auch, auf Abgeschlossenem aufbauend, sich Neuem zuwenden zu können. Doch das Loslassen fällt nicht leicht, da es mit Abschiednehmen von Traditionen, Personen, Themen und Orten verbunden ist. In einer zeitverdichtenden Nonstop-Gesellschaft

wie der unseren ist das Aufhören, das Abschließen eigentlich nicht vorgesehen. Die immer zu viel versprechende Werbebranche plakatiert das mit Stolz: „Nie mehr game over!“

Doch es führt kein Weg daran vorbei: solange die Todesrate der Menschen exakt bei 100 % liegt, wird es nichts mit der finalen Endausscheidung. Die eigene Lebensführung braucht die „Kunst des Aufhörens“ genauso, wie sie die gesellschaftlichen Dynamiken benötigen. Unser Umgang mit der Natur kann auf Abschiede und aufs Loslassen ebenso wenig verzichten wie die Beziehungen zu unseren Mitmenschen. Angesprochen werden dabei eine nicht geringe Zahl zeitökologischer Fragen und Themen. Die Einladung zur Abschlusstagung erwähnte drei Schwerpunkte:

- Was kann aus zeitökologischer Perspektive für die Kunst des Aufhörens und Loslassens bei der Arbeit, beim Konsum, bei Übergängen im Leben, bei Krankheiten, Sterben und Trauer gelernt werden?
- Wie kann gelernt werden, sich von der Vorstellung einer umfassenden Kontrolle der Natur zu lösen, um den Dynamiken der Natur, speziell in zeitlicher Hinsicht, wieder mehr Raum zu gewähren?
- Wie lässt sich, angesichts drohender Klimakatastrophen, schwindender Ressourcen und weltweit zunehmender Konflikte, zuversichtlich bleiben, Gelassenheit entwickeln und Nachhaltigkeit forcieren?

Loslassen

„Ans Aufhören denke ich noch lange nicht!“ Abgesehen von der Paradoxie solch eines Statements, das dementiert, was es behauptet, vernimmt man dergleichen oftmals von Personen, von denen man vermutet hat, sie hätten bereits früher aufgehört. Warum eigentlich dieser Widerstand, warum eine so große Abneigung gegen das Aufhören, wo sich sogar der Papst erlaubt hatte, ans Schlussmachen zu denken – um dann auch noch, und das unterscheidet ihn von denjenigen, die mit ihrem Rücktritt immer nur kokettieren, sogar wirklich aufzuhören? Auch dass es ihm, so zumindest lässt er es in der Öffentlichkeit verbreiten, seitdem besser geht, löst keine um sich greifende Abschiedseuphorie aus. Für die hartnäckigen Abdankungsverweigerer gibt es ja glücklicherweise noch die Queen, die sich eine Amtsauffassung zurechtgelegt hat, die ihr das Aufhören verbietet. So lässt sich die eigene Unwilligkeit, vielleicht ist es auch nur Unfähigkeit zum Loslassen, mithilfe eines prominenten Leit- und Vorbildes rationalisieren. Die Mixtur aus Unersetzlichkeitsunterstellung, Endlichkeitsverleugnung und Größenwahn steht überfälligem Loslassen entgegen. Ums Aufhören aber kommt niemand herum. Tut man's nicht selber, sorgt jemand oder etwas anderes dafür.

Es wäre, so Robert Musils Denkanstoß in seinem epochalen Werk über das zerfransende Ende der großbürgerlichen

Gesellschaft, dem *Mann ohne Eigenschaften*, „eine unheimliche Welt, wenn die Geschehnisse sich einfach davon-schlichen und nicht am Ende noch einmal versichern würden, dass sie geschehen seien.“

Unfähig und kaum mehr willens, ein „genug“ zu akzeptieren, machen wir uns zu Sklaven unserer Medien des totalen Bescheidwissens und unserer Immer-und-Überall-Geräte. Zuallererst des GPS-gesteuerten Navis, das uns Ausstiegsverweigerern sagt, was sonst niemand mehr tut: „Sie haben ihr Ziel erreicht.“ Eine Gesellschaft, die es hinbekommen hat, in Rekordzeit ein Gerät auf dem Markt zu platzieren, das einem bei der Rückkehr aus dem Wochenendurlaub meldet, dass man sich vor der eigenen Haustür befindet, sollte doch auch in der Lage sein, ein handliches Instrument an den Mann und die Frau zu bringen, das uns rechtzeitig auf das Ende unserer Projekte aufmerksam macht. Mit oder ohne elektronische Prothese, egal, Schlüsse müssen im Leben gemacht und in der Logik gezogen werden. Würden wir dies nicht tun, wüssten wir nicht, dass wir angefangen haben, so wie wir ja auch nicht wüssten, was Licht ist, wenn es keine Dunkelheit gäbe. Kurzum: Nur wer Schluss macht, kann weiter sehen.

Deshalb haben wir das Tutzinger Projekt „Ökologie der Zeit“ nach 25 Jahren beendet. Ganz und gar nicht beendet haben wir das „Ökologie der Zeit“-Thema. Auch weil diese unsere Gesellschaft noch gar nicht richtig damit begonnen hat. Deshalb nochmals:

Warum „Ökologie der Zeit?“

„*Alles hat seine Zeit*“ – eine biblische Einsicht, mit der unser Streben kontrastiert, die Abläufe im Alltag und die Prozesse des Wirtschaftens zu beschleunigen und zeitlich zu verdichten. Was dauert, dauert zu lang, Zeit und Zeitverschwendung sind eins. Hinter dem schnellen Leben verbirgt sich der Wunsch, sich von den Zeiten der Natur und den kulturell entwickelten Zeitmustern unabhängig zu machen. Vieles, was wir heute „Fortschritt“ nennen, ist mit der Loslösung von zeitlichen Vorgaben, speziell denen der Natur, verbunden. Im Zuge der Industrialisierung wurden Möglichkeiten zu Wirklichkeiten, von denen die Menschen nicht einmal geträumt hatten: Die künstliche Beleuchtung hat die Nacht zum Tage gemacht, das Tempo von Auto-, Zug- und Flugreisen lässt den Raum schrumpfen, moderne Landwirtschaft und Lebensmitteltechnik machen uns scheinbar unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten und von den Unwägbarkeiten der Natur. Alles das sind zivilisatorische Fortschritte, auf die heute niemand mehr verzichten möchte.

Doch so offensichtlich wie die Gewinne ist der dafür zu zahlende Preis. Arbeits- und Privatleben sind von Zeitnot und Hektik und dem drängenden Gefühl gezeichnet, den Dingen, die es zu erledigen gilt, hinterherhecheln zu müssen. Zeit ist

zu einem knappen Gut geworden, zu einer Ware, mit der es möglichst „effizient“ und „sparsam“ zu wirtschaften gilt. Den verinnerlichten „Zeit ist Geld“-Diktaten folgend wird – wo immer das möglich ist – der Kampf gegen das Langsame, Beschauliche, Zögerliche aufgenommen, werden rhythmische Wechsel in starre Zeittakte und neuerdings in maßlose Flexibilisierungen überführt. Dies ist der Preis, der für den gesellschaftlichen Fortschritt und den ökonomischen Wohlstand gezahlt werden muss und den ein Großteil der Gesellschaft offenbar auch zu zahlen bereit ist.

Doch die Natur und die zukünftigen Generationen erbringen bereits heute einen hohen, einen zu hohen Preis. Was wir gemeinhin die „ökologische Krise“ nennen, ist nicht nur eine gesellschaftliche Krise im Umgang mit der Natur. Sie ist auch verursacht, weil wir uns gesellschaftlich und individuell von den vielfältigen Zeiten und Rhythmen der Natur und den mit ihnen eng verwobenen tradierten Zeiten der Kultur abzukoppeln versuchen. Die Zeitmaße der Natur geraten dabei in die Defensive, vor allem durch einen überhöhten Energie- und Ressourceneinsatz, den unser derzeitiger Lebens- und Wirtschaftsstil erfordert. Was die Natur in Jahrtausenden an Werten geschöpft hat, wird in kürzester Zeit „verwertet“.

Die Aufgabe, vor die sich vor allem die wohlhabenden Länder der Nordhalbkugel gestellt sehen, ist in dieser Art neu und ohne historisches Vorbild. Den Prozess der Zivilisation zurückdrehen, ist keine Option, genauso wenig wie nach einer stürmischen Phase der Beschleunigung die allseitige „Entschleunigung“ des Lebens eine Alternative sein kann. Vielmehr gilt es den Blick für die *Vielfalt möglicher Zeitformen und Zeitqualitäten* jenseits der dominierenden „Monokultur der Beschleunigung“ (M. Gronemeyer) zu schärfen und unsere zivilisatorischen Ansprüche umfassender als bisher mit den Erfordernissen der Natur (auch der eigenen inneren Natur) in Einklang zu bringen. In diesem Sinne ging es im Tutzingener Projekt „Ökologie der Zeit“ vor allem um die Suche nach den „*rechten Zeitmaßen*“.

Die Suche nach den rechten Zeitmaßen

Die Suche nach den rechten Zeitmaßen ist die Suche nach den das Lebendige bestimmenden und erhaltenden Zeitmaßen. Wir haben zu lernen, so schreibt Georg Picht bereits 1979 in seinem Essay *Zum Begriff des Maßes*, „dass die Befreiung aus einer bestimmten Ordnung der Maßverhältnisse uns nicht von dem Gesetz entbindet, dass Leben nur in Maßen möglich ist.“ Diese Maße des Lebendigen, die uns in den rhythmischen Zeitmustern allen Lebens begegnen, bleiben trotz der als „Fortschritt“ gefeierten Naturdistanz wirksam. Sie sind – wie Picht betont – menschlicher Verfügungsgewalt entzogen. Das Wohlergehen einer Gesellschaft und das ihrer Mitglieder ist darauf angewiesen, dass deren Bedürfnisse „maßvoll“ und „voller Maße“ sind.

Zugleich stellt sich die Frage, in welchem Zusammenhang die Einsicht in die grundlegenden Maße des Lebendigen mit der ökologischen Einsicht in die Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums steht.

Die Dimension der Zeit spielte in der Ökologiedebatte der achtziger/neunziger Jahre – der Beginn des Tutzingener Projektes – eine eher randständige Rolle. Der individuelle Umgang mit Zeit wurde ebenso wenig wie der gesellschaftliche in einen Erklärungszusammenhang mit der ökologischen Krise gebracht. Andererseits reflektierte die sich damals erst entwickelnde interdisziplinäre Zeitforschung nur unzureichend die sozial-ökologischen Konsequenzen ihrer Überlegungen und Erkenntnisse. Das Tutzingener Projekt „Ökologie der Zeit“ setzte an diesen Defiziten an und stellte sich die Aufgabe, Zeitforschung und Ökologiedebatte in einen fruchtbaren Dialog zu bringen. Mit folgender Ausgangsthese:

Die Zeitdimension hat für das Verständnis der Stellung des Menschen in der Natur und der von ihm geschaffenen Kultur (eingeschlossen Technik und Wirtschaft) eine zentrale Bedeutung. Die ökologische Krise – das ist die gesellschaftliche Krise unseres Umgangs mit der Natur – ist auch dadurch verursacht, dass dies nur unzureichend beachtet wurde. Die Einbeziehung der Zeitdimension in ökologisch relevante Zusammenhänge verspricht Fortschritte im Hinblick auf eine Bewältigung dieser Krise. Dies gilt gleichermaßen für die innere Natur des Menschen als auch für die äußere Natur.

Mit je unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten wurde dieser Aufgabenstellung in mehrtägigen Tagungen nachgegangen.

Das Konzept der „Zeitakademie“

Bald nach dem Start des Projektes stellte es sich heraus, dass sich das Thema „Ökologie der Zeit“ nicht im Muster einer konventionellen zweitägigen Akademietagung unterbringen lässt. Die jeweiligen Thematiken verlangten eine Form, die den Inhalten entgegenkam und die die Inhalte auch als Erfahrungsdimension zugänglich machten. Dafür wurde an der Evangelischen Akademie Tutzing von den beiden Initiatoren des Projektes, von Martin Held und Karlheinz Geißler, das Konzept der „Zeitakademie“ entwickelt, das von einer fünfköpfigen interdisziplinär und international zusammengesetzten Gruppe von Expertinnen und Experten geleitet und organisiert wurde. Die inhaltlich-systematische Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema in Form von Vorträgen, Diskussionsrunden und Arbeitsgruppen bildeten eine innere Einheit mit sinnlicher Zeiterfahrung, u. a. in Form von Exkursionen, körperorientierten Übungen, meditativen Angeboten oder in der Form frei gestalteter „Eigenzeit“. Das Verhältnis diskursiver und erfahrungsbezogener Elemente wechselte, thematisch variabel, von Tagung zu Tagung. Inhaltlich

deckten die Veranstaltungen ein breites Themenspektrum ab, von der Chronobiologie über zeitökologische Aspekte der Landwirtschaft und Ernährung bis hin zu spezifischen Zeiten und Zeitverwendungsmustern der Medien.

Zweites, sehr anregendes Erfahrungselement der Zeitakademien war die Kunst. Arbeiten von Künstlern – Skulpturen, Installationen, Performances, Musik, Filme und andere künstlerische Arbeiten – begleiteten in einer Art „stiller Kom-

munikation“ mit dem Tagungsthema die Zeitakademien. Die Kunsterfahrung sorgte für einen unkonventionellen Blick auf die jeweilige Thematik. Sie hat entscheidend zum Gelingen des Projektes beigetragen.

Die DGfZP hat 2007 das Loslassen-Können des Autors akzeptieren müssen, als er vom Geschäftsführenden Vorstand in den Beratenden Vorstand wechselte und die Leitung der Geschäftsstelle aufgab.

„Grüne Zeitpolitik“

Bündnis 90/ Die Grünen wollen Zeitpolitik als eigenständiges Politikfeld in der politischen Diskussion fest verankern; sie sehen Zeitpolitik nicht als gesellschaftliches „Rand- oder Nischenthema“ an. Im Jahr 2015 fanden bereits mehrere Veranstaltungen statt, die Zeitpolitik zum Thema hatten:

- Ein erster umfassender Beschluss für „Grüne Zeitpolitik für ein selbstbestimmtes und solidarisches Leben“ wurde auf dem Länderrat im April 2015 verabschiedet, in dem die Partei ihre Leitideen für eine breite gesellschaftliche Debatte von Zeitpolitik vorstellt.
- Am 25./ 26.9.2015 fand der Fachkongress „Raus aus dem Hamsterrad – der grüne Zeitpolitikkongress“ in Berlin statt. In einem „Zeitpolitischen Soiree“ standen unterschiedliche Perspektiven auf Zeitpolitik aus Sicht von Gesellschaft, Unternehmen und Gewerkschaft auf dem Programm. Konkrete Instrumente zur Zeitpolitik wurden diskutiert und weiterentwickelt. In verschiedenen Workshop-Phasen standen zur Diskussion u. a.:
 - neue Konzepte für Wahlarbeitszeiten und Arbeitszeitkorridore
 - Ideen für mehr Zeitsouveränität für Beschäftigte
 - eine geschlechtergerechte Zeitpolitik
 - eine soziale Absicherung für ausreichend Zeit für alle
 - ein grünes Familienzeitkonzept
 - neue Ansätze für Zeit für Pflegebedürftige und Pflegende,
 - Zeit für ehrenamtliches Engagement
 - zeitpolitische Modelle und Ideen für eine bessere Aus- und Weiterbildung

In einer abschließenden Podiumsdiskussion „Von der Idee in den Alltag: Welche Strategien braucht eine Politik für mehr Zeit?“ wurden - unter anderem mit Karin Jurczyk vom beratenden Vorstand der DGfZP – die Ergebnisse des Kongresses im Hinblick auf die gesellschaftliche Notwendigkeit einer grünen Zeitpolitik reflektiert.

- Die Bundesdelegiertenkonferenz von Bündnis 90/Die Grünen vom 20. bis 22.11.2015 in Halle (Saale) verabschiedete einen Beschluss zu „Beruf und Leben besser vereinbaren – mit der grünen Arbeitszeitpolitik“. Im (vorläufigen) ausführlichen Beschlusspapier werden die zuvor auf dem Fachkongress „Raus aus dem Hamsterrad – der grüne Zeitpolitikkongress“ (s. o.) diskutierten Aspekte als politische Forderungen von Bündnis 90/Die Grünen formuliert und begründet.

Im Internet:

https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Beschluesse/Laenderrat_2015/Beschluss_Zeitpolitik.pdf

<https://www.gruene.de/themen/zeit-zum-leben/artikel/herzliche-einladung-zum-gruenen-zeitpolitikkongress.html>

https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/2015_Dokumentation_RausAusDemHamsterrad_GruenerZeitpolitikkongress.pdf

Zeitwerkstatt zur sozial-ökologischen Dimension von Zeitwohlstand

5. Sommerakademie der Vereinigung für ökologische Wirtschaftsforschung (VÖW).

16. – 20. September 2015

Wie kann Zeitwohlstand sozial gerecht und ökologisch gestaltet werden? Diese Frage stand im Fokus der 5.VÖW-Sommerakademie, die von den Zeitpionieren/-innen, einer Arbeitsgruppe innerhalb der Vereinigung für ökologische Wirtschaftsforschung (VÖW), organisiert wurde. In Bredin (Brandenburg), in Helmschrots Neuer Mühle standen auf dem Programm u. a. die Themen Zeitwohlstand und Arbeitszeit, Zeitpolitik, Ökologie der Zeit, Zeitwohlstand in anderen Kulturen und „Gutes Leben“, Zukunftsforschung und Zeitwohlstand sowie die individuelle Wahrnehmung von Zeit. In „Lernräumen“, „Zeiträumen“, „Erfahrungsräumen“, „Gestaltungsräumen“ und „Leberäumen“ wurde von

25 Teilnehmern/-innen und Gastvortragenden aus Wissenschaft, Politik und Praxis Zeitwohlstand intensiv wissenschaftlich und politisch diskutiert, reflektiert und gelebt.

Zwei Mitglieder der DGfZP waren an dieser Zeitwerkstatt als Dozenten/Teilnehmende anwesend: *Fritz Reheis* hielt einen Vortrag zum Thema „Ökologie der Zeit“ und *Elke Großer* veranstaltete einen Workshop mit dem Thema „Ist Zeitwohlstand Luxus?“.

Einen vollständigen Bericht gibt es zum Download:

www.voew.de/sommerakademie/abschlussbericht.html.

Elke Großer

Zeitpolitik für Kinder

Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing

11. – 12. April 2016

Was tun Kinder mit ihrer Zeit? Viel für die Schule, aber sonst? Digitales Spiel, nur der vielgescholtene Zeitfresser? Sport, Spiel, Lesen, Musik sind natürlich nicht passé. Aber die herrlich leeren Zeiten zum Rumstromern, Abhängen, Langweilen, gibt es sie noch? Fragen an Eltern, Schule, Wissenschaft, Politik – und natürlich die Kinder selbst.

www.ev-akademie-tutzing.de/veranstaltung/zeitpolitik-fuer-kinder

Neue Literatur

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an elke-grosser@t-online.de

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in Sammelbänden und Zeitschriften

Geißler, Karlheinz / Mückenberger, Ulrich / Rinderspacher, Jürgen / Gernig, Björn / Becker, Uwe / Schmidt-Lauff, Sabine (2015): je Einzelbeiträge zum Thema

Sehnsucht nach Zeit. Was Zeitpolitik tun kann.

In: Böll THEMA. Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung. Ausgabe 2. 2015.

<http://www.boell.de/de/2015/09/22/sehnsucht-nach-zeit>

Michael Görtler (2015):

Zeitforschung aus sozial-ökologischer Perspektive

In: Ökologisches Wirtschaften 4/2015, S. 17-18.

Elke Großer (2015):

Bericht von der Zeitwerkstatt 2015 der VÖW Zeitwohlstand – sozial gerecht & ökologisch.

In: Briefe 4/2015. Evangelische Akademie Sachsen Anhalt e.V., S 8-13

http://ev-akademie-wittenberg.de/sites/default/files/publikationen/briefe_4-2015-versandonline.pdf

Karin Jurczyk (2015):

Care - ein System in der Krise.

In: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte: „Tempo, Tempo! Leben in der Rushhour“. H. 9/2015, S. 33-37. (Wiederabdruck in Onlinezeitung „Schattenblick“)

www.schattenblick.de/infopool/politik/soziales/psdis023.html

Karin Jurczyk (2015):

Sorgenkind Care-Arbeit.

In: Schrägstrich (Bündnis 90/Die Grünen), Heft 2/2015, S. 15

https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/20150624_Schraegstrich_02_15_Zeitpolitik.pdf

Karin Jurczyk, Martina Heitkötter, Johanna Possinger (2015):

Stellungnahme des Deutschen Jugendinstituts zur öffentlichen Anhörung der Enquetekommission V zur Zukunft der Familienpolitik in Nordrhein-Westfalen am 24. August 2015 zum Thema „Zeitpolitik“ .

www.dji.de/fileadmin/user_upload/dasdji/stellungnahmen/2015/2015_08_24_Familienzeitpolitik.pdf

Vanita Irene Matta (2015):

Führen selbstgesteuerte Arbeitszeiten zu einer Ausweitung der Arbeitsstunden? Eine Längsschnittanalyse auf der Basis des Sozio-oekonomischen Panels.

In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 44, Heft 4 (2015). S. 253–271.

Albert Mayr (2015):

Place(s) <-> Sound(s) <-> Time(s) <-> Actor(s).

In: F. Michi (ed.): Per chi suona il paesaggio. Atti del 2. Meeting FKL-Italia. Firenze: Fratini Editore. S. 43-48.

Neue Veröffentlichungen im Internet

Statistisches Bundesamt (2015):

Wie die Zeit vergeht.

Ergebnisse der Zeitverwendung in Deutschland 2012/2013. Wiesbaden.

https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2015/zeitverwendung/Pressebrochure_zeitverwendung.pdf?__blob=publicationFile

Christine Geserick, Markus Kaindl, Olaf Kapella (2015):

Wie erleben Kinder ihre außerhäusliche Betreuung? Empirische Erhebung unter 8-bis 10-Jährigen und ihren Eltern in Österreich.

ÖIF Forschungsbericht Nr. 17. Universität Wien.

http://www.oif.ac.at/fileadmin/OEIF/Forschungsbericht/fb_17_kinderbefragung.pdf

Bündnis 90/ Die Grünen (2015):

Raus aus dem Hamsterrad. Grüne Ideen gegen den Dauerstress.

In: Schrägstrich. Mitgliederzeitschrift von Bündnis 90/ Die Grünen. Ausgabe 2/2015.

https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/20150624_Schraegstrich_02_15_Zeitpolitik.pdf

Uta Meier-Gräwe, Nina Klünder (2015):

Ausgewählte Ergebnisse der Zeitbudgeterhebungen 1991/92; 2001/02 und 2012/13.

Eine Studie im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung.

https://www.boell.de/sites/default/files/e-paper_1509_zeitbudgeterhebungen_kluender.pdf

Rezensionen



Holger Straßheim, Tom Ulbricht (Hrsg.)

Zeit der Politik. Demokratisches Regieren

in einer beschleunigten Welt.

Sonderheft 30 der Zeitschrift
„Leviathan. Berliner Zeitschrift
für Sozialwissenschaft“

Das Leviathan-Sonderheft ist das Ergebnis der gleichnamigen Konferenz am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), die im Juli 2013 anlässlich des 60. Geburtstages von Friedbert Rüb veranstaltet worden ist. Als Zielsetzung des Bandes geben die Herausgeber an, auf der Grundlage neuerer Forschungsergebnisse die verschiedenen Debattenbeiträge zum Zusammenhang von Politik und Zeit in einen Dialog zu bringen und so eine empirisch wie theoretisch gehaltvolle Systematisierung politischer Zeitanalysen zu ermöglichen. In ihrem Einleitungsbeitrag gehen sie von Zeit als Schlüsselkategorie der Politik aus. So könne Zeit als Machtressource genutzt werden, indem anstehende Entscheidungen verzögert oder beschleunigt sowie Verfahrenszeiten durch die Synchronisierung und Desynchronisierung zwischen politischen Eigenzeiten und gesellschaftlichen Prozessen und Erwartungen fixiert werden.

Sodann unterscheiden sie zwischen drei Hauptsträngen politischer Zeitforschung (S. 11f.): Es gehe erstens um methodische und konzeptionelle Perspektiven und Positionen politischer Zeitanalysen, zweitens um Zeit als Medium und Ressource von Politik und drittens um das Regieren unter Bedingungen der Beschleunigung. Die so skizzierte „Zeitanalytik macht die Betrachtung räumlicher, sachlicher oder sozialer Faktoren nicht obsolet. Sie geht jedoch davon aus, dass es eine genuin politische Dimension der Zeitlichkeit gibt“ (S. 12).

Die zwölf weiteren Einzelbeiträge sind drei Teilen zugeordnet: 1. Perspektiven und Positionen politischer Zeitanalysen“, 2. „Politik in und mit der Zeit“ und 3. „Eigen- und Unzeiten demokratischen Regierens“. An dieser Stelle soll nur exemplarisch auf je einen Beitrag aus dieser Einteilung in der gebotenen Kürze verwiesen werden:

Henning Laux und Hartmut Rosa verweisen in ihrem Beitrag „Clockwork Politics – Fünf Dimensionen politischer Zeit“ auf das Fehlen eines Modells zur theoriegeleiteten Erfassung politischer Zeitstrukturen. Hilfreich für die Entwicklung eines solchen Modells sei die Berücksichtigung der von ihnen ausführlich beschriebenen fünf Dimensionen politischer Macht: 1. Radius (= zeitliche Reichweite der Ereignisse), 2. Volumen (= Verteilung der Zeitressourcen auf Ereignisse), 3. Tempo (= Zahl der Ereignisse pro Zeiteinheit), 4. Sequenz (= Reihenfolge und Verkettung der Ereignisse) und 5. Relation (= (Un-)Gleichzeitigkeit der Ereignisse).

Dem zweiten Teil zugeordnet ist der Beitrag „Synchronisation demokratischen Regierens in der Europäischen Union“ von Klaus H. Goetz, der die Synchronisationsprobleme und -chancen des Regierens im EU-Mehrebenensystem anhand der Haushaltspolitik entwickelt. Die Synchronisationsprobleme ergeben sich nach Goetz weniger aus der Angleichung unterschiedlicher Geschwindigkeiten, sondern aus den Abstimmungsschwierigkeiten von Zeitpunkten, Abfolgen, Zeitdauern, Zeitbudgets und Zeithorizonten. Im dritten Teil erörtern Wolfgang Merkel und Andreas Schäfer in ihrem Beitrag „Zeit und Demokratie: Ist demokratische Politik zu langsam?“ Fragestellungen, mit denen sich auch die DGfZP während ihrer Jahrestagung 2013 beschäftigt hat. Die Autoren setzen sich kritisch „mit der These der Theorie sozialer Beschleunigung auseinander, der zufolge Demokratien an ihre eigene Geschwindigkeitsgrenze gelangt sind und deswegen notwendigerweise die Kontrolle über die schnelleren gesellschaftlichen und ökonomischen Dynamiken verlieren“ (S. 284). Die von ihnen vorgelegten Belege widerlegen nach ihrer Auffassung allerdings diese These. Demokratien sollten nicht versuchen, so das Fazit der Autoren, sich an die Geschwindigkeit ökonomischer Prozesse anzupassen, sondern vielmehr ihre eigenen Zeitpotenziale besser nutzen und die regulative Wiedereinhegung von Märkten vorantreiben, wobei der letztere Hinweis die Dominanz ökonomischer Macht offensichtlich ignoriert.

Ludwig Heuwinkel



Rüdiger Safranski

**Zeit. Was sie mit uns macht
und was wir aus ihr machen**

2015

München. Carl Hanser Verlag

Am Thema Zeit kann man bekanntlich auf sehr unterschiedliche Weise interessiert sein. Man kann fragen, was in der jüngeren Zeit geschehen ist (Zeitgeschichte), wie man mit ihr effizient umgeht (Zeitmanagement), wovon der Umgang mit ihr abhängt (Zeitökologie) oder ob es sie überhaupt gibt (Zeitphilosophie). Der Philosoph Rüdiger Safranski, der vor allem durch seine Biographien über Goethe, Schiller, Schopenhauer und durch Bücher über menschliche Grundfragen wie der nach der Wahrheit oder nach dem Bösen bekannt geworden ist, geht einen anderen Weg. Er will sich der Zeit „auf der Spur ihrer Wirkungen“ nähern. Dabei betrachtet er Zeit einerseits als Subjekt von Wirkungen (Was macht sie mit uns?), andererseits aber auch als Objekt, die zwar zunächst vom Menschen ausgehen (Was machen wir aus ihr?), aber in Safranskis Verständnis offenbar letztlich doch auf die Wirkungen der Zeit selbst zurückverfolgt werden können.

Während für Kant die Zeit als apriorische, also nicht erst kulturell entstandene Anschauungsform galt, verweist Safranskis Empirismus darauf, dass erst mit der durch das räumliche Ausgreifen notwendig gewordenen Zeitdisziplinierung in der frühen Neuzeit die Zeit für den Menschen wirklich relevant und

zugleich als etwas gesellschaftlich konstruiertes erfahren wurde: Sie wurde gemessen, sie erforderte Pünktlichkeit, sie wurde in Geld umgerechnet, also bewirtschaftet. Safranskis empirische Zeitphilosophie beginnt mit jener neuzeitlichen Zeiterfahrung, in der Zeit am klarsten ins Bewusstsein tritt: der „Langeweile“. Weiter geht es mit der „Zeit des Anfangens“, es folgt die „Zeit der Sorge“, die „vergesellschaftete Zeit“, die „bewirtschaftete Zeit“, die „Lebenszeit“ und die „Weltzeit“, die „Weltraumzeit“, die „Eigenzeit“. Den Abschluss bilden je ein Kapitel über das „Spiel mit der Zeit“ und über das Verhältnis zwischen „erfüllter Zeit und Ewigkeit“. Das Material entnimmt Safranski über alle Kapitel hinweg sowohl der Erfahrungswelt des Lesers als auch einem beeindruckenden Fundus literarischer und einem eher spärlichen Fundus wissenschaftlicher Quellen. Zeitpolitisch relevant sind vor allem die Kapitel über die Zeit der Sorge sowie über die Zeit des Anfangs, die vergesellschaftete und die bewirtschaftete Zeit.

Beginnen wir mit der Zeit der Sorge. Jede Meditation über Zeit muss über kurz oder lang aus Sorge um die Erfüllung von Grundbedürfnissen unterbrochen werden, wodurch der Mensch unweigerlich mit der Zeit seines Körpers, mit der organischen Zeit konfrontiert ist. Und diese Zeit ist rhythmisch-zyklisch strukturiert. Safranski erinnert an die uralte Erkenntnis, die dem an der gefräßigen Chronos-Zeit Leidenden auch heute innere Ruhe und Orientierung geben kann, ihn leichter leben und besser sterben lässt: dass das einzelne Leben in einen großen Zyklus des Werdens und Vergehens eingebettet ist. Wenn der griechische Arzt Alkmaion davon spricht, dass die Menschen deshalb „sterben müssen“, „weil sie nicht gelernt haben, das Ende mit dem Anfang zu verbinden“ (S. 247), verweist er genau auf diese Fixierung auf die lineare Zeit, die in der Moderne so dominant geworden ist.

Für die politische Vergesellschaftung von Zeit ist ein anderer Gedanke wichtig. Wenn ein Mensch in eine Gesellschaft hineingeboren wird, gilt uns dies als Bereicherung. Es liegt deshalb nahe, alles dafür zu tun, dass sich die Potenziale des neuen Gesellschaftsmitglieds bestmöglich entfalten können. Hannah Arendt spricht von „Natalität“ und macht darauf aufmerksam, dass mit der Verschiedenheit der Einzelnen der Reichtum der Gesellschaft nur dann wachsen kann, wenn sie sich eine demokratische Ordnung gibt und diese hegt und pflegt. In Bezug auf die Zeit des Anfangs kommt es, so Safranski, also auf „die Bewahrung einer politischen Kultur (an), die es jedem erlaubt, seinen Anfang zu machen – oder wenigstens nach ihm zu suchen“. (S. 62) Safranski sieht sehr klar, dass die umfassende Bewirtschaftung der Zeit dazu in einem eklatanten Widerspruch steht. Wenn er Marx („Alles Ständische und Stehende verdampft“) (S. 113), Virilio („Rasender Stillstand“) (S. 122) und Alexander Kluge („Angriff der Gegenwart auf den Rest der Zeit“) (S. 127) referiert, macht er die Konsequenzen der systematisch beschleunigten Verwirtschaftung von Zeit klar. Und er deutet an, dass in dieser Situation, in der die langsame demokratische Politik von der ultraschnellen Ökonomie immer mehr abgehängt zu werden droht, „Zeit-Politik“ bitter nötig geworden ist: „Auch wenn umstritten bleiben muss, wie eine Zeit-Politik im Einzelnen aussehen sollte und vor allem, wie sie durchgesetzt werden könnte, sind wir doch an einem Punkt angelangt, vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte“, wo die Zeit und die Berücksichtigung der jeweiligen Eigenzeit zu einem Objekt der Politik werden muss.“ (S. 181) Schade nur, dass der Philosoph hier nicht genauer recherchiert hat. Er hätte durchaus fündig werden können. Insgesamt dennoch ein inspirierendes und gut geschriebenes Buch.

Fritz Reheis



Alexander C.T. Geppert, Till Kössler
(Hrsg.)

**Obsession der Gegenwart.
Zeit im 20. Jahrhundert.**

Sonderheft 25 der Zeitschrift
„Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift
für Historische Sozialwissenschaft“.

Im Klappentext des Sonderheftes der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ werden Inhalte und Intention wie folgt beschrieben: „Zeit ist eine Obsession der Gegenwart, für deren Vorgeschichte sich die Geschichtswissenschaft erst seit kurzem zu interessieren beginnt. Die Autoren der neun Beiträge dieses Sonderheftes untersuchen politische und gesellschaftliche Konflikte um Zeit in Westeuropa und Japan und überprüfen die populäre Deutung einer zunehmenden Beschleunigung der Welt. Dabei loten sie die Möglichkeiten und Grenzen der Historisierung von „Zeit“ im vergangenen Jahrhundert als grundlegender Kategorie historischen Denkens aus und verstehen sich als Baustein einer neuen „Zeit-Geschichte“ des 20. Jahrhunderts“.

In ihrem Einführungsbeitrag konstatieren Alexander C.T. Geppert und Till Kössler zunächst, dass Zeit sich zu einem Zentralbegriff der gegenwärtigen Gesellschaftsbeschreibung entwickelt habe, wobei die Zeit „immer weiter in die Breite“ (S. 8) gehe. Auch von Historikern werde eine intensive Beschäftigung mit dem Thema Zeit gefordert, da im 20. Jahrhundert tiefgreifende Zeitbrüche stattgefunden hätten. Allerdings habe die Geschichtswissenschaft ihr Verhältnis zu Zeit, das ebenso komplex wie zentral sei, nur unzureichend geklärt. „Historikerinnen und Historiker beschäftigten sich mit dem Wandel ‚in‘ der Zeit, aber weder die Zeit, in der sich der Wandel abspielt, noch die sich wandelnde Zeit selbst gelten per se als problematisch“ (S. 15). Erforderlich sei eine intensivere Analyse des historischen Wandels, um die Genesis dieses Wandels besser verstehen zu können.

Die Geschichtswissenschaft habe „Zeit“ auf drei Weisen zu historisieren versucht: 1. Erforschung der Geschichte der Chronometrie und Chronologie, also die Geschichte der Zeitmessung und Zeitrechnung, die vergleichsweise gut erforscht sei. Die Untersuchungsergebnisse ließen sich den Leitdimensionen Standardisierung versus Pluralisierung zuordnen.

2. Die Erforschung der Durchsetzung spezifischer rationaler und kapitalistischer Zeitregime z.B. in der Arbeitswelt, in der Schule und beim Militär. Hier seien die konträren Pole Disziplinierung versus Flexibilisierung.

3. Die Erforschung der Dynamisierung individueller Zeiterfahrungen zwischen den Polen Beschleunigung versus Eigenzeiten. Nach kritischer Betrachtung dieser Ansätze entwerfen die beiden Herausgeber den eigenen Ansatz einer Zeit-Geschichte, die die gegenwärtige Obsession mit „Zeit“ zum Ausgangspunkt nehme und die zuvor als zu einseitig und zu vereinfachend kritisierten Leitdichotomien überwinden könne. Als Ansatzpunkte hierzu werden die Begriffe Verzeitlichung, Rhythmus und Gleichzeitigkeit („Polychronie“) vorgestellt.

Von den weiteren acht Beiträgen setzen sich zwei mit dem Nachdenken über Funktion, Rolle und Bedeutung von Zeit in der Geschichtsschreibung auseinander. Die weiteren Beiträge befassen sich mit realen historischen Zeitregimen und Zeitkonflikten im 20. Jahrhundert, wie auch die Überschriften der Beiträge verdeutlichen: „Die Zeit der Zigarette. Rauchen und Temporalität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (Tom Reichard); „Die Propagierung moderner Zeitdisziplin in Japan, 1906–1931“ (Katja Schmidtpott); „Time of the Nazis. Past and Present in the Third Reich“ (Christopher Clark); „Von der Nacht in den Tag. Zeit und Diktatur in Spanien, 1939–1975“ (Till Kössler); „Die Zeit des Weltraumzeitalters, 1942–1972“ (Alexander C.T. Geppert); „Time Use and Social Inequality Since the 1960s. The Gender Dimension“ (Jonathan Gershuny).

Ludwig Heuwinkel

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie es werden:

Bitte melden Sie sich über www.zeitpolitik.de per E-Mail an oder
senden Sie Ihre Anmeldung per Post an die Geschäftsstelle der DGfZP:

Prof. Dr. Dietrich Henckel

Technische Universität Berlin

Institut für Stadt- und Regionalplanung

FG Stadt- und Regionalökonomie

Hardenbergstr. 40a - 10623 Berlin

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto Zeitpolitik e.V. bei der Postbank Berlin,

IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05 · BIC: PBNKDEFF

Die DGfZP ist als Gemeinnütziger Verein anerkannt.



Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V.
Den Jahres-Mitgliedsbeitrag von derzeit 75,00 €, ermäßigt 40,00 €, überweise ich innerhalb von
14 Tagen.

NAME _____

INSTITUTION _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

POSTLEITZAHL UND ORT _____

TELEFON _____

FAX _____

E-MAIL _____

DATUM UND UNTERSCHRIFT _____

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Ulrich Mückenberger, Bremen
Dr. Jürgen P. Rinderspacher,
Hannover und Münster
Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Beratender Vorstand:

Prof. Dr. Uwe Becker, Düsseldorf
Dipl.-Ing. (Arch.) Etta Dannemann, Berlin
Prof. Dr. Christel Eckart, Frankfurt a.M.
Dipl.-Freizeitwiss. (FH) Björn Gernig, Bremen
Elke Großer, M. A., Knorrendorf
Dr. Karin Jurczyk, München

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Technische Universität Berlin
Institut für Stadt- und Regionalplanung
FG Stadt- und Regionalökonomie
Hardenbergstraße 40a · 10623 Berlin
Tel.: (030) 314 280 89
(Sekretariat Anne Totz)
Fax: (030) 314 281 50
d.henckel@isr.tu-berlin.de
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05
BIC: PBNKDEFF

www.zeitpolitik.de

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint mehrmals im Jahr. Es wird von der DGfZP herausgegeben. Es ist kostenfrei und wird als PDF-Datei per eMail verschickt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

ISSN 2196-0356

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV): Helga Zeiher.

Redaktion:

Dr. Helga Zeiher (Koordination) - helga-zeiher@gmx.de
Etta Dannemann, Dipl.-Ing. (Arch.) - ettadannemann@web.de
Elke Großer, M. A. - elke-grosser@t-online.de
Dr. Martina Heitkötter - heitkoetter@dji.de
Prof. Albert Mayr - timedesign@technet.it
Prof. Dr. Yolanda Koller-Tejeiro - koller-t@gmx.de
Satz: Anna von Garnier - post@annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.